

# Leseprobe

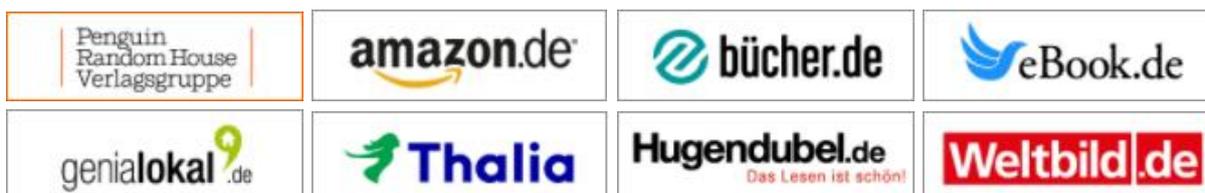
Nicki Pau Preto

## Crown of Feathers - Die Töchter der Phönixreiter

---

»Genial! Ich fand's wirklich genial!«  
*lisas\_zeilenzauber über »Crown of Feathers«*

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



---

Seiten: 608

Erscheinungstermin: 01. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

## Zum Buch

---

### **Ein Mädchen, ein Phönix, ein Bund für die Ewigkeit**

Einst wurde das Reich von Pyra von mächtigen Phönixreitern regiert. Bis der Krieg zwischen zwei königlichen Schwestern das Land zerriss.

16 Jahre später träumen die Kriegswaisen Veronyka und ihre ältere Schwester Val davon, selbst Phönixreiter zu werden. Doch als Val Veronyka aufs Schlimmste hintergeht, beschließt Veronyka, sich alleine auf die Suche nach den letzten verbliebenen Reitern zu machen. Auch wenn das bedeutet, dass sie sich als Junge verkleiden muss. Gerade als Veronyka das Gefühl hat, in den Reihen der Phönixreiter akzeptiert zu werden, kehrt Val zurück und enthüllt ein Netz aus Lügen, das alles für immer verändern wird.

**Eine epische Fantasy über furchtlose Phönixreiter, das Band zwischen Schwestern und die Macht der Liebe.**



### **Autor**

## **Nicki Pau Preto**

---

Nicki Pau Preto lebt an der Stadtgrenze von Toronto. Nachdem sie einen Abschluss in bildender Kunst, einen Master in Kunstgeschichte und ein Diplom in Grafikdesign erworben hatte, wurden ihr zwei Dinge klar: Sie liebt es, der realen Welt zu entkommen, und sie möchte keinen Bürojob. Ihr Traumberuf als Autorin ermöglicht ihr glücklicherweise beides.

Nicki Pau Preto  
CROWN OF FEATHERS  
Die Töchter der Phönixreiter



NICKI PAU PRETO

CROWN  
OF  
FEATHERS

DIE TÖCHTER DER PHÖNIXREITER

Aus dem Englischen  
von Gabriele Haefs

Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO<sub>2</sub>-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:  
[www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001](http://www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001)



Penguin Random House Verlagsgruppe  
FSC® N001967



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage 2021

© 2021 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag in der  
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2019 by Nicki Pau Preto

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Crown of Feathers«  
bei Margaret K. McElderry Books,  
an imprint of Simon & Schuster Children's Publishing Division, New York  
Aus dem Englischen von Gabriele Haefs

Lektorat: Stefanie Rahnfeld

Umschlaggestaltung: © Alexander Kopainski, [www.kopainski.com](http://www.kopainski.com),  
unter Verwendung mehrerer Motive von © Shutterstock.com  
(Eduard Muzhevskiy/hideto999/kzww/Jingjing Yan/BCFC)

sh · Herstellung: UK

Satz & Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16572-0

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

Für meine Mutter,  
die rothaarige Kriegerkönigin, die  
mich nicht nur das Fliegen gelehrt hat,  
sondern auch das Kämpfen

*Was taten die großen Helden,  
als die Sonne vom Himmel stürzte?*

*Sie sprangen auf die wilden Flammen  
und lernten fliegen.*

*Altes pyrenisches Sprichwort*

*Ich hatte einmal eine Schwester. Wenn ich damals gewusst hätte, was ich jetzt weiß, hätte ich mich vielleicht entschieden, sie nicht zu lieben. Aber gibt es bei Liebe wirklich jemals eine freie Wahl?*

– KAPITEL 1 –

# VERONYKA

Veronyka sammelte die Knochen der Toten ein. Wildbret, am Spieß gebraten und rußgeschwärzt, Rippen, so lange geschmort, bis sie brüchig und trocken waren wie Treibholz. Sie grub durch verfaulte Salatblätter und Kartoffelschalen nach winzigen, messerscharfen Fischgräten und hohlen, zarten Vogelknochen.

Der kleine Euler, der auf ihrer Schulter hockte, stieß angesichts der neuesten Entdeckung vor Ekel einen leisen Schrei aus. Veronyka brachte das Eulenmännchen behutsam zum Schweigen, legte die Vogelknochen zu den anderen in ihren Korb und richtete sich auf.

Es war später Abend, die kühle Nachtluft kündigte Frost an. Die Gassen im Dorf waren leer und still, und niemand bemerkte das einsame Mädchen, das die Abfallhaufen durchwühlte. Die Wolken über ihnen leuchteten eisengrau, verdeckten den Vollmond und machten es fast unmöglich, in der Dunkelheit etwas zu sehen. Deshalb hatte Veronyka sich den Euler zu Hilfe geholt. Seine Augen sahen in der dunklen Nacht einfach alles und mit einem kleinen gedanklichen Anstupser zeigte er Veronyka den Weg über Stein und Felsbrocken und unter tief hängenden Zweigen hindurch. In ihrer Hast stolperte sie trotzdem immer wieder; Val hatte gesagt, sie müsse

sich beeilen, und sie war nicht dumm genug, ihre Schwester warten zu lassen.

Aufregung und Erwartungen prickelten in ihren Adern, aber auch eine ziemliche Menge Furcht – würde diese Nacht endlich *die* Nacht sein?

Ihr Atem bildete Wolken vor ihrem Gesicht, als sie zurück zu der Hütte ging, die sie und Val miteinander teilten. Die Hütte war klein und verlassen gewesen, als sie sie gefunden hatten, die hellblaue Farbe blätterte von der Tür, und die Fensterläden waren zerbrochen; vermutlich war die Hütte während der wärmeren Monate beim Jagen benutzt worden und stand in der regnerischen Winterzeit leer. Das Wetter wurde jedoch mit jedem Tag trockener und heißer, sie würden also nicht mehr lange bleiben können. Ein weiteres Zuhause, das sie gefunden und verloren hatten.

Als die Hütte in Sichtweite kam, verkrampfte sich Veronykas Magen. Die dicke Rauchsäule, die bei ihrem Aufbruch aus dem Schornstein gequollen war, war jetzt nur noch ein dünner, gespenstischer grauer Faden. Die Zeit lief ihnen davon.

Sie rannte die letzten Schritte, und die brüchige Holztür knallte gegen die Mauer, als sie sich in das einzige Zimmer drängte. Alles war dunkel bis auf das orange Flackern der schwelenden Asche. Der Rauchgeruch hing schwer in der Luft und der Aschegeschmack lag bitter auf ihrer Zunge.

Val stand vor der runden Feuerstätte mitten in der Hütte und drehte sich um, als sie Veronyka kommen hörte. Ihre Miene zeigte Ungeduld und Aufregung, als sie ihr den Korb aus der Hand riss und dessen Inhalt anstarrte.

Sie schnaubte unzufrieden. »Wenn du nichts Besseres zustande bringst ...«, sagte sie, ließ den Korb achtlos fallen, sodass sich die Hälfte der Knochen auf dem festgetrampelten Lehm Boden verteilte.

»Du hast gesagt, ich soll mich beeilen«, widersprach Veronyka, schaute an Val vorbei und sah, dass das Feuer unter einer neuen Reisig-

schicht heiß und flach brannte. Darin waren jedoch nicht die gekochten oder am Spieß geschwärzten Knochen von Tieren. Sondern große weiße.

Knochen, die wie Menschenknochen aussahen.

Val folgte ihrem Blick und beantwortete die nicht gestellte Frage: »Und trotzdem hast du so lange gebraucht, da habe ich mich selbst auf die Suche gemacht.«

Trotz der Hitze lief Veronyka ein Schauer über den Rücken.

Sie zupfte an dem schweren wollenen Umhang, den sie sich um die Schultern gelegt hatte, und der Eulenpfadfinder, den sie völlig vergessen hatte, plusterte sein Gefieder auf.

Diese Bewegung erregte die Aufmerksamkeit ihrer Schwester. Veronyka erstarrte, ihre Muskeln spannten sich an, als sie auf Vals Reaktion wartete. Würde ihre Schwester durchdrehen, wie es so oft geschah, oder würde sie die Anwesenheit des Tieres durchgehen lassen?

Der Euler zuckte nervös und trat unter Vals Blick von einem Fuß auf den anderen. Veronyka versuchte, das Tier zu beruhigen, aber ihre eigene Besorgnis verursachte ihr eine Gänsehaut. Gleich darauf schlug der Euler seine Krallen in ihre Schulter und glitt dann lautlos aus der noch offenen Tür.

Sie schloss die Tür und ließ sich Zeit, ehe sie sich zu ihrer Schwester umdrehte; sie hatte Angst vor dem Streit, der jetzt sicher kommen würde. Val und sie waren beide Animagen – sie konnten Tiere verstehen und mit ihnen kommunizieren –, aber sie hatten sehr unterschiedliche Ansichten über die Bedeutung dieser Tatsache. Val meinte, Tiere sollten als Werkzeug behandelt und benutzt werden. Beherrscht, bezwungen, kontrolliert.

Veronyka ihrerseits fühlte sich mit Tieren verwandt, nicht ihnen überlegen.

»Sie zu lieben ist Schwäche«, sagte Val warnend, mit dem Rücken zu ihr, als sie vor der Feuerstätte kauerte. Sie legte einige der kleineren

Knochen aus Veronykas Korb in die wachsenden Flammen und stapelte sie sorgfältig um zwei glatte graue, von Ruß gestreifte und geschwärzte Eier herum. Die Eier lagen in der Glut, in einem Bett aus Knochen und Asche, Flammen züngelten rings um sie hoch.

Obwohl Veronyka Vals Gesicht nicht sehen konnte, konnte sie sich das Feuer in deren Augen vorstellen. Veronyka atmete langsam und leicht genervt aus. Sie führten dieses Gespräch nicht zum ersten Mal.

»Die Reiter haben ihre Reittiere nicht wie Schoßhündchen behandelt, die verwöhnt und verhätschelt werden sollten, Veronyka. Sie waren Krieger, *Phönixeren*, und ihre Bindung war nicht Liebe. Sondern Pflicht. Ehre.«

*Phönixeren*. Trotz Vals Tadel loderte in Veronykas Herz Erregung auf, wenn ihre Schwester die Phönixreiter erwähnte – Animagen, die eine Bindung mit Phönixen eingegangen waren. Die wörtliche Übersetzung des uralten pyrenischen Wortes war »Phönixmeister«, wie Val ihr oft vorhielt. Nur Animagen konnten Reiter werden, denn nur durch ihre Magie konnten sie diese sagemumwobenen Wesen zum Brüten bringen, sich mit ihnen verständigen und sie reiten.

Veronyka hatte sich niemals etwas anderes gewünscht. Sie wollte eine Phönixreiterin sein, wie die Kriegerköniginnen in alten Zeiten.

Sie wollte auf Phönixrücken durch die Luft jagen, wollte tapfer und angriffslustig sein, wie Lyra die Verteidigerin oder Avalkyra Aschenfeuer, die Königin mit der Federkrone.

Aber es war über sechzehn Jahre her, dass die letzten Phönixreiterinnen und Phönixreiter den Himmel des Goldenen Imperiums verschönert hatten. Die meisten waren im Blutkrieg gefallen, als Avalkyra und ihre Schwester Pheronia im Kampf um den Thron des Imperiums gegeneinander angetreten waren. Die übrigen waren später als Verräter des Imperiums gebrandmarkt, gehetzt und hingerichtet worden. Tiermagie ohne Erlaubnis und ohne hohe Steuern zu zahlen war als illegal erklärt worden, und Animagen wie Veronyka und Val mussten im Geheimen und im Schmutz leben, mussten ihre Fähigkeiten

verbergen und immer Angst haben, gefangen genommen und in die Leibeigenschaft gezwungen zu werden.

In ihren großen Zeiten hatten die Phönixreiter vor allem als Schutztruppe gedient und für Veronyka war in ihrer Kindheit schon diese Vorstellung ein Leuchtfeuer der Hoffnung gewesen. Ihre Großmutter hatte ihr immer versprochen, dass die Phönixreiterinnen und Phönixreiter eines Tages zurückkehren würden. Eines Tages würde es keine Gefahr mehr bedeuten, eine Animage zu sein. Und nach dem Tod ihrer Großmutter hatte Veronyka sich geschworen, selbst eine zu werden. Sie wollte für andere arme, einsame, im Untergrund lebende Animagen das Licht in der Finsternis sein. Sie wollte die Kraft und die Möglichkeit haben, andere wie sich und Val zu verteidigen und zu beschützen. Die Kraft, die ihr gefehlt hatte, weshalb sie ihre Großmutter nicht beschützen konnte.

Vielleicht gab es die Phönixreiter als militärischen Orden nicht mehr, aber man brauchte nur zwei Dinge, um eine Phönixere zu sein: Tiermagie und einen Phönix oder eine Phönice.

Sie ging um Val herum und kniete neben der Feuerstätte nieder. Die Phönixeier, die dort lagen, hätten ungefähr ihre hohlen Hände gefüllt und waren in ihrer Farbe und Oberfläche Steinen so ähnlich, dass sie leicht übersehen werden konnten. Es sei ein Schutz, hatte Val gesagt, damit Phönixe ihre Eier insgeheim legen und sie jahrelang sich selbst überlassen konnten, bis sie – oder ein Animage – zur Brut zurückkehrten. Die Reiter versteckten Eier ebenfalls oft, sie legten sie in geheime Höhlungen innerhalb von Statuen und verborgenen Stätten, aber viele davon waren während des Krieges vom Imperium zerstört worden.

Veronyka und Val hatten jahrelang nach Phönixeiern gesucht – in jedem zerfallenen Tempel, jedem verlassenen Stützpunkt der Reiter und jedem vergessenen Gebäude, das sie finden konnten. Sie hatten Lebensmittel gegen Informationen eingetauscht, hatten gestohlene Gegenstände für Mitfahrgelegenheiten verkauft und andere Geschäfte

gemacht, die Val sie nicht sehen lassen wollte. Nach dem Tod ihrer Großmutter hatte Val beschlossen, sie von Aura Nova, der Hauptstadt des Imperiums, nach Pyra zu bringen – aber das war nicht leicht gewesen. Wer sich seit Kriegsende aus dem Imperium hinausbegab, wurde streng überwacht, da viele von Avalkyra Aschenfeuers Verbündeten versucht hatten, nach Pyra zu fliehen, um der Leibeigenschaft oder Armut aufgrund der Magiersteuer zu entgehen. Pyra war früher einmal eine Provinz des Imperiums gewesen, hatte sich unter Avalkyras Herrschaft jedoch für unabhängig erklärt. Seit dem Tod der Königin mit der Federkrone war Pyra zu einer gesetzlosen, ziemlich gefährlichen Gegend geworden – aber es war für Animagen doch nicht so riskant wie das Imperium.

Ohne richtige Ausweispapiere hatten Veronyka und Val die Grenze nicht überqueren können. Außerdem waren sie Animagen – wenn ihre Magie entdeckt worden wäre, hätte das Leibeigenschaft bedeutet. Deshalb hatten sie durch das Imperium ziehen müssen, Val an der Spitze, Veronyka hinterher. Sie hatten in Straßengräben geschlafen, auf Dächern, im strömendem Regen und in sengender Sonne. Val verschwand häufig – manchmal für Tage – und kam dann mit Blut am Hemd und einem Beutel voller Münzen in den Händen zurück.

Es waren harte Zeiten gewesen, aber irgendwann hatten sie sich durch Bestechung einen Platz in einer Handelskarawane sichern können und waren nach Pyra geschmuggelt worden, in die Heimat ihrer Eltern. Veronyka war sicher gewesen, dass sich ihr Schicksal nun endlich gewendet hatte. Und nach mehreren langen Monaten war es so weit gewesen.

Val hatte in einem zerfallenden Tempel tief in der Wüste von Pyra zwei perfekte Phönixeier gefunden. Für jede eins.

Bei dem bloßen Gedanken daran traten Veronyka Tränen in die Augen, eine Gefühlsaufwallung, die sie zu unterdrücken versuchte. Immer wenn Val ihr begeistertes Lächeln bei der Aussicht darauf sah, was ihnen bevorstand, reagierte sie mit der kalten, harten Wahrheit:

Manchmal schlüpfte nichts aus einem Ei. Manchmal entschied sich der Phönix im Ei gegen eine Bindung oder starb während des Brutprozesses.

Auch jetzt noch lächelte Val nicht und sie schien sich über den Anblick der Eier nicht zu freuen. Ihr Brutort war so düster wie der Scheiterhaufen bei einer Totenfeier.

Ein Knochen zerbarst in der Feuerstätte und eine Aschewolke stob hoch. Veronyka hielt den Atem an, um nichts Totes einzuatmen, und beschrieb auf ihrer Stirn einen Kreis.

»Hör auf«, fauchte Val, die es gesehen hatte, und schlug Veronykas Hand zur Seite. Ihr schönes Gesicht war eine strenge Maske, ihre warme braune Haut bemalt mit schwarzen Schatten und dem roten und orangen Widerschein des Feuers. »Wegen eines albernen Aberglaubens darf Axuras Auge nicht angerufen werden. Das ist etwas für Bauern und Fischer, nicht für dich.«

Val hatte nie viel Interesse an Religion gehabt, aber Axura war die Göttin, die die Pyrener – und die Phönixreiter – am tiefsten verehrten, deshalb erlaubte sie es Veronyka, Gebete oder Danksagungen zu sprechen. Doch sie hasste diese kleinen Aberglauben, rümpfte die Nase und tat so, als wären sie und Veronyka etwas Besseres als die Leute hier im Dorf und die hart arbeitende Bevölkerung, unter der sie ihr ganzes Leben verbracht hatten. Sie hatten kein richtiges Zuhause mehr, seit sie Kinder gewesen waren, und auch das war damals nur eine Hütte in den *Gängen* gewesen, dem ärmsten Teil von Aura Nova. Und jetzt hatten sie die Hütte von irgendwelchen Fremden besetzt. Was waren sie denn, wenn keine armen Leute?

»Hast du etwas gegessen?«, fragte Veronyka, um das Thema zu wechseln. Val machte wieder dieses fanatische Gesicht und hatte tiefe Ringe unter den Augen. Sie war erst siebzehn, aber wenn sie erschöpft war, wirkte sie viel älter. Leise entfernte sich Veronyka vom Feuer, um ihre Essensvorräte zu durchsuchen, die allmählich bedrohlich zur Neige gingen.

»Ich hab etwas von dem gesalzenen Fisch genommen«, antwortete Val, ihre Stimme klang fern, wie so oft, wenn sie zu lange ins Feuer gestarrt hatte.

»Val, wir haben seit zwei Tagen keinen Fisch mehr.«

Val zuckte ruckhaft mit den Schultern und Veronyka seufzte. Val hatte nichts mehr gegessen, seit sie die Eier gefunden hatte. Obwohl sie so intelligent und listig war, verlor sie doch oft den Überblick über die Alltagsdinge, aus denen das tägliche Leben bestand. Veronyka war diejenige, die das Essen kochte und die Kleider flickte, die dafür sorgte, dass sie genügend schliefen und aßen, und die das Haus sauber hielt. Vals Gedanken waren immer anderswo – bei längst verlorenen Menschen und Orten oder bei vagen Träumen und zukünftigen Möglichkeiten.

Bei ihrer Suche hob Veronyka nun einen Sack mit einem Rest Reis hoch. Sie würden etwas finden müssen, das sie am nächsten Tag im Dorf eintauschen könnten, oder sie würden Hunger leiden.

»Das werden wir nicht, das weißt du«, sagte Val in die Flammen.

Veronyka, die ihren Fehler sofort erkannt hatte, schloss die Augen. Sie hatte ihre Gedanken und Sorgen in die Luft projiziert, wo sie von allen – wo sie von *Val* aufgeschnappt werden konnten. Während viele in die Gedanken von Tieren sprechen konnten – das konnte unter zehn Menschen einer, sagte Val, auch wenn die Zahl in Pyra höher lag –, war ihre Fähigkeit, in Menschengedanken zu sprechen, seltener als ein Phönixei. Schattenmagen wurden sie genannt, und dass zwei Schwestern diese Fähigkeit besaßen, kam noch seltener vor. Anders als Tiermagie wurde Schattenmagie nicht vererbt, und soweit Veronyka wusste, hielten viele Menschen sie für eine Sage. Schattenmagie gab es angeblich nur in alten Geschichten und Heldengedichten, es war eine magische Fähigkeit, die den alten pyrenischen Königinnen und längst verstorbenen Heroen vorbehalten war.

Mit ihrer Tiermagie mussten sie vorsichtig sein, da sie im Imperium verboten war, aber wenn es um Schattenmagie ging, mussten sie

sich noch viel mehr vorsehen. Die Menschen in Pyra ließen Anima-gen meistens in Ruhe, aber wenn irgendwer Val und Veronyka bei Schattenmagie erwischt hätte, würden sie fast mit Sicherheit den Behörden gemeldet werden. Für jede verlockende Sage über eine mächtige Königin der Phönixreiter mit der mysteriösen Fähigkeit, Lüge und Wahrheit zu unterscheiden, gab es auch eine warnende Geschichte über eine düstere Hexe, die Seelen verdarb und Gedanken kontrollierte. Das war fast alles Unsinn, nahm Veronyka an, aber die Menschen reagierten auf Dinge, die sie nicht verstanden, oft mit Abwehr und Misstrauen. Für sie und Val war es am sichersten, ihre Schattenmagie für sich zu behalten.

Das konnte Val natürlich nicht daran hindern, sie bei Veronyka anzuwenden, wann immer ihr das gerade passte.

*Hüte deine Gedanken*, sagte Val, und zwar nicht laut, sondern in Veronykas Kopf. Wie das Sprechen zu Tieren konnte Schattenmagie zur Kommunikation benutzt werden, aber auch dazu, den Willen eines anderen Menschen zu beeinflussen, um zu befehlen und zu kommandieren. Val machte das oft, um ihnen Essen oder Kleidung oder ein Dach über dem Kopf zu beschaffen, benutzte Schattenmagie bei Veronyka aber nur zur Kommunikation. Soweit Veronyka wusste. Sie konnte jedoch sehen, dass Val oft in Versuchung geriet, wenn Veronyka ihr nicht gehorchte oder nicht auf sie hören wollte, und ihr war klar, welche Gefahr eine dermaßen mächtige Fähigkeit bedeutete.

»Ich mach was zu essen«, teilte Veronyka mit, zog ihre Gedanken und Gefühle in sich hinein und richtete ihre geistigen Wände auf, um sie zu umgeben und zu beschützen, so, wie sie es von Val gelernt hatte. Meistens gelang es ihr besser, ihre Gedanken zu behüten, aber sie bewachten das Feuer jetzt schon seit zwei Tagen, und in ihrer Erschöpfung waren ihre Gefühle zu wund und zu dicht an der Oberfläche. Kochen würde sie von dem Aufflackern zitternder Erwartung und schmerzhafter Furcht abhalten, die sich in ihr immer wieder mischten. Je näher sie dem Schlupfaugenblick kamen, desto größer

wurde ihre Angst, es könnte ein Fehlschlag sein und jede Mühe wäre umsonst gewesen.

Alles ruhte jetzt auf diesen beiden runden Steinen im Feuer.

Veronyka hob den schweren Tontopf hoch und hievte ihn an den Rand der Feuerstätte, während sie den Sack mit dem Reis unter dem Arm klemmen hatte. »Wir haben noch ein paar Zwiebeln und Dörrfleisch, um eine Suppe zu machen, und ... Val?«

Veronyka nahm den Geruch versengten Stoffes wahr. Val hockte so dicht vor den Flammen, dass der Saum ihres Kittels rauchte, aber sie war bewegungslos wie ein Standbild und bemerkte die Hitze nicht, während ein stetiger Tränenstrom über ihre rußverschmierten Wangen lief.

Veronykas Herz krampfte sich zusammen. Sie schaute in die Flammen in der Erwartung, dort den Grund für Vals Kummer zu entdecken. Stattdessen war das leise Geräusch von vorsichtigem Kratzen durch das Zischen und Knacken des Feuers zu hören.

Mächtige, reine Hoffnung wogte in ihrer Brust auf.

Sie sah sich zu Val um und stellte die Frage – bat um Bestätigung.

Val nickte, ihre Antwort war kaum lauter als ein Flüstern: »Es ist so weit.«

Im Anfang waren Licht und Finsternis, Sonne und Mond – Axura und ihre Schwester Nox.

Axura herrschte über den Tag, Nox herrschte über die Nacht, und gemeinsam schufen sie ein Gleichgewicht.

Aber Nox war immer hungrig und wollte mehr. Sie fing an, sich tagsüber an den Himmel zu schleichen, und ließ ihre Kinder, die Strigae, Schatten über die Welt werfen.

Um sich gegen Noxens Übergriffe zu wehren, warfen sich Axuras Kinder, die Phönixe, in die Schlacht. Nur Licht kann Finsternis besiegen, und das taten sie und schlugen die Strigae wieder und wieder zurück.

Der Krieg dauerte viele Jahrhunderte und die Welt litt unter diesem Zustand. Aber Axura war weise, und in der Menschheit sah sie keine Untertanen, sondern Verbündete, um Seite an Seite zu kämpfen.

Auf dem höchsten Gipfel des Pymont nahm Axura Phönixgestalt an und wandte sich an die dort lebenden pyrenischen Stämme.

»Wer unter euch ist die Tapferste und Furchtloseste?«, fragte sie.

»Es gibt keine Tapferkeit ohne Furcht«, sagte Nefyra, die Anführerin ihres Stammes.

Axura war mit dieser Antwort zufrieden und bot Nefyra an, sie auf die Probe zu stellen. Als Glaubensprobe entzündete Axura ein baumhohes Feuer und forderte Nefyra auf, in die Flammen zu treten.

Das tat Nefyra und sie verbrannte bei lebendigem Leibe. Aber ihr Tod war nicht das Ende.

Sie trat als Stammesführerin ins Feuer und heraus als Animage, als Schattenmage und als Erste Reiterkönigin.

»Nefyra und die Ersten Reiterinnen«, aus:  
*Die pyrenischen Epen*, Band 1, circa 460 VI.

*Ich bin eine Tochter des Todes. Ich tötete meine Mutter,  
als ich aus ihrem Leib gezogen wurde, ich erhob mich aus der Asche  
wie ein Phönix aus dem Totenfeuer.*

– KAPITEL 2 –

# VERONYKA

Veronyka und Val lagen auf Knien vor dem Feuer und sahen zu, wie im Ei ein winziger Riss entstand, der wuchs und sich ausbreitete, so kompliziert wie ein Spinnwebgewebe, bis die Schalenstücke nur noch von einer dünnen Haut zusammengehalten wurden. Das Ei dehnte sich aus und zog sich zusammen, es pulsierte wie ein Herzschlag, und in den gezackten Öffnungen waren Teile von rotem Gefieder zu sehen. Das Ei erbebte und ein kleiner goldener Schnabel lugte hervor.

Veronyka zitterte am ganzen Leib – sie hätte gern geklatscht, gebubelt –, aber sie unterdrückte diesen Drang und blieb starr und unnatürlich still. Sie hatte Angst zu atmen, zu blinzeln, sie wollte nicht einen einzigen wundervollen Augenblick versäumen. Sie hörte ein Dröhnen, ein Rauschen in ihren Ohren, das alles auf der Welt außer ihr und diesem Ei in leeres weißes Nichts verwandelte.

Sie wusste nicht, wie lange sie schon zuschauten, aber Stunden – oder vielleicht Minuten – später barst das Ei endlich, und ein Phönix fiel seitlich in die schwelende Asche. Er war von einem leuchtenden, strahlenden Rot – eine Farbe, die Veronyka in ihrem Leben noch nicht gesehen hatte, heller als ein Edelstein, edler als gefärbte Seide.

Sie starrte das Wesen an, und der Jubel, der in ihr aufstieg, war vermischt mit tiefem und unendlichem Erstaunen – sie hatten es wirklich geschafft. Nach so langer Zeit hatten sie endlich einen Phönix schlüpfen lassen.

Als der Vogel mühsam auf die Beine kam, zischte und rauchte sein feuchtes Gefieder bei der Berührung mit der Holzkohle, auf der er gelegen hatte.

Veronyka, die für einen Augenblick vergessen hatte, dass sie einen Feuervogel vor sich hatte, dass die Hitze einem aus Asche und Flamme geborenen Wesen nichts anhaben konnte, keuchte auf und streckte die Hand aus. Val hielt ihre Hand fest und gab Veronyka einen Moment, damit ihr Gehirn ihren Körper einholen konnte.

Der Phönix stolperte über die Schalenreste, unbeeindruckt von der Hitze, dann stand er endlich fest da und drehte sich um, um Veronyka und Val anzusehen. Er sah aus wie jedes normale frisch geschlüpfte Vogeljunge – wackelig und unsicher, mit noch kaum vorhandenen Flügeln und einem schmalen, dünnen Hals, der den Kopf nur mit Mühe tragen konnte. Aber seine Augen ... die waren groß und weit und aufmerksam.

Und sie fingen Veronykas Blick ein.

Sie atmete aus, ein letzter Lufthauch, der das Ende eines alten Lebens bedeutete – eines, das in Ziel und Reichweite klein gewesen war. Als Veronyka wieder Luft holte, war es der Beginn von etwas Neuem – einem Leben, das vom Wind zerzauste Haare, endlosen blauen Himmel und ein heißer als die Sonne brennendes Feuer verhieß. Ihre Finger prickelten, ihre Sinne waren geschärft, und die Welt lebte auf eine Weise, wie sie nie zuvor gelebt hatte. Veronykas Magie summte in ihr, pochte wie ein zweiter Herzschlag – oder vielleicht war es der Puls dieses Wesens, der im Takt ihres eigenen schlug.

In diesem Moment wusste Veronyka, dass Val recht gehabt hatte, was den Bund zwischen Animage und Phönix anging. Es war keine Liebe – ein solches Wort konnte nicht einmal den Versuch wagen, die

Gefühle von Respekt und Zuneigung, von Vertrauen und gegenseitiger Abhängigkeit zu beschreiben, die zwischen Mensch und Tier existierten. Die Bindung war eine in den Sternen geschriebene Einheit, älter als das Imperium und das Tal und der Berg, älter als die Gottheiten, eine Verbindung, die nicht einmal der Tod erschüttern konnte. Endlos, grenzenlos und auf irgendeine Weise zeitlos war Veronykas Schicksal an dieses Wesen gebunden und sie würden immer zusammen sein.

Sie waren Verbündete.

Ein kühler Windhauch streifte ihre Haut und sie brach den Blickkontakt. In der Hütte leuchtete ein fahles Licht, die Tür stand weit offen. Val war nirgendwo zu sehen.



Einige Zeit später kehrte sie zurück. Mit gleichgültiger Miene brachte sie einen neuen Sack Reis, ein wenig Maismehl, gesalzenen Fisch und gedörrtes Wildfleisch, einen kleinen Tonkrug voll Honig und ein Säckchen Datteln. Die Datteln waren ein seltener Leckerbissen. Sie waren teuer und wuchsen nur in der Provinz Stel. Selbst Mais war in den Bergen nur schwer aufzutreiben, obwohl einige Bauern ihn auf den unteren Felsplateaus pflanzten.

Veronyka sprang auf, ließ ihren Phönix auf dem Boden sitzen und wischte sich die schweißnassen Handflächen an der Hose ab. Val lief oft davon, wenn sie außer sich war, und verschwand dann für Stunden – oder Tage –, ohne eine Erklärung abzugeben. Wenn Veronyka Glück hatte, dann brachte die Zeit Val dazu, sich zu beruhigen und ihren Zorn zu vergessen. Wenn sie kein Glück hatte, dann reifte und faulte Vals Zorn, während sie nicht zusammen waren, und wurde nur noch mächtiger.

Manchmal begriff Veronyka nicht einmal, was Vals Zorn erregt hatte – aber diesmal glaubte sie, es zu wissen. Der erste Phönix hätte

Val gehören müssen – sie war die Ältere und sie hatte die Eier gefunden. Veronyka hatte Gewissensbisse, aber sie gab sich alle Mühe, sich davon nicht diesen wunderschönen, strahlenden Augenblick zerstören zu lassen. Val würde sich schon wieder beruhigen. Sie brauchten doch einfach nur auf das Schlüpfen des zweiten Vogels zu warten.

Der Phönix zwitscherte leise, als er am Rand der Feuerstätte herumpickte. Die Hitze hatte seine feuerroten Daunen in weichen Flausch verwandelt, und sein Schnabel und seine Füße waren golden wie die Phönixstatuen, die Veronyka als Kind auf dem Götterplatz in Aura Nova gesehen hatte – bevor sie abgebaut worden waren. Die Phönixreiter, ehemals Hüterinnen und Verteidiger des Imperiums, hatten ihren Posten verlassen und stattdessen A Valkyra Aschenfeuer Treue geschworen. Das machte sie zu Verrätern, sie und auch ihre Phönixe. Während A Valkyra die wahre Thronerbin war, hatte sie doch Verrat begangen und war schon als Verbrecherin abgestempelt gewesen, ehe sie alt genug war, um gekrönt zu werden, und danach war sie aus dem Imperium vertrieben worden. Die Gouverneure scharten sich hinter der unmagischen Schwester Pheronia zusammen, während A Valkyra in Pyra einen neuen Anfang versuchte. Sie und ihre Anhänger waren als »Rebellen« bezeichnet worden, die sich weigerten, dem Gesetz des Imperiums zu gehorchen oder sich für ihre angeblichen Vergehen zu verantworten. In den auf ihren Tod folgenden Jahren hatte das Imperium alles zerstört, das auf irgendeine Weise sie oder ihr Erbe zu unterstützen schien – vor allem alle Darstellungen von Phönixen.

Es war keine einfache Aufgabe, da Phönixe von den ersten Anfängen an zur Geschichte des Imperiums gehört hatten. Sie waren Symbole der königlichen Erbfolge und der höchsten Göttin des Imperiums – Axura, was in der Sprache der Händler, der üblichen Verständigungsform des Imperiums, zu »Azurec« geworden war. Aus einem Tempel nach dem anderen waren die Statuen entfernt und die Gebete verändert worden – Axura, die immer als Phönice dargestellt

worden war, wurde vermenschlicht, und sogar Lieder, Gedichte und Theaterstücke, in denen Phönixe vorkamen, wurden verboten.

Obwohl sie mit diesem Prozess schon während des Blutkrieges begonnen hatten, hatte der Rat der Gouverneure Jahre gebraucht, um ihn zu vollenden. Veronyka hatte immer wieder kleine Hinweise darauf aufgeschnappt, dass die Phönixe weiterhin existierten, bis zu ihren letzten Tagen im Imperium vor einigen Monaten: verblasste Wandbilder, die unter einer abblätternden Farbschicht hervorlugten, oder bröckelnder Putz, der Glasmosaike freilegte.

Veronyka stellte sich oft vor, wie sie auf einem Phönixrücken an diese Orte zurückkehrte, wie sie die Farbe abkratzte oder die Platten vom Fußweg riss, um die darunterliegende Wahrheit freizulegen.

Sie fuhr zusammen, als ihr aufging, dass dieser Tagtraum nun durchaus Wirklichkeit werden konnte.

Veronyka beobachtete ihre Schwester wachsam; zuerst räumte Val die Vorräte weg, dann riss sie das Säckchen mit dem Maismehl mit den Zähnen auf, gab etwas davon in eine kleine Schale, rührte Honigtropfen darunter und erhielt eine feine, körnige Paste.

»Für den Vogel«, sagte sie endlich und nickte in Richtung des Phönix hinüber. »Später kann er dann Datteln und frisches Obst essen, wenn wir das auftreiben können.«

Val wusste alles, was es über Phönixe zu wissen gab, das verdankte sie ihrer und Veronykas *Maiora*, die zu ihrer Zeit Phönixreiterin gewesen war – eine der wenigen, die der Aufmerksamkeit des Imperiums entgangen waren, wenigstens für eine gewisse Zeit. Ihre Großmutter hatte so gern Geschichten erzählt, und während Veronyka sich für Schlachtepen und Romanzen interessiert hatte, hatte Val nach den praktischen Dingen gefragt.

Veronyka nahm Val, die ihrem Blick auswich, die Schale ab und stellte sie neben den Phönix auf den Boden. Der Vogel betrachtete die Mischung zuerst, ehe er den Schnabel in die klebrig-süße Mischung steckte. »Der andere wird doch auch bald schlüpfen, oder, Val?«

Val sah sich das steinähnliche Ei an, das zwischen den brennenden Kohlen thronte.

»Wird schon«, sagte sie ausweichend und schloss die Fensterläden mit einem lauten *Klack*.

Der Kopf des Phönix hob sich bei diesem Geräusch, aber dann wandte sich der Vogel schnell wieder seiner Mahlzeit zu. Die zerbrochenen Fensterläden sperrten die späte Vormittagssonne fast vollständig aus und die Hütte lag bis auf das warme Leuchten des Feuers in Dunkelheit.

Seltsam, dass sie nun zu dritt waren, wo es für die meiste Zeit ihres Lebens nur Veronyka und Val gegeben hatte. Ihre Eltern waren im Blutkrieg umgekommen, und ihre Großmutter, bei der sie eine Zeit lang gelebt hatten, war fast zehn Jahre später von einer wütenden Meute totgeschlagen worden.

Während die Zeit unmittelbar nach dem Krieg offenbar die schlimmste gewesen war, hatte es auch in den folgenden Jahren immer wieder Zwischenfälle gegeben – berühmte Reiter, die in ihren Verstecken aufgestöbert und vor Gericht gestellt worden waren, kleine Gruppen von Widerständlern, die zusammengetrieben und hingerichtet wurden –, und das hatte den Eifer des Imperiums neu entfacht. Der Rat – das leitende Gremium des Imperiums, das aus den vier Provinzgouverneuren sowie aus Gesetzesmachern, Bankiers, Grundbesitzern und anderen wichtigen politischen Anführern bestand – statuierte ein Exempel an allen, die sich nicht anpassten, und verhängte rasche und schwere Strafen. Die Animagen wurden immer ängstlicher und tauchten noch tiefer unter, während die, die sie durch den Krieg hassen gelernt hatten, noch gnadenloser Jagd auf sie machten und sie wieder an die Oberfläche zerren wollten.

Ein solcher Krawall war ihrer Großmutter zum Schicksal geworden. Er hatte nach einem Prozess vor dem Gerichtsgebäude angefangen und dann auf die *Gänge* übergegriffen, wo sich viele Animagen versteckt hielten.

Als ihre Maiora die Meute kommen hörte, hatte sie Veronyka und Val befohlen, zu fliehen und sie zurückzulassen. Die Mädchen waren klein und schnell gewesen und hatten aus dem Fenster und durch Gasen schlüpfen können, was der Großmutter unmöglich gewesen war.

Veronyka hatte sich geweigert und die alte, welke Hand ihrer Großmutter festgehalten. Als die Tür aufgebrochen worden war, hatte sie ihre Großmutter zu ihr umgedreht, so gelassen und Geborgenheit schenkend wie das Auge des Hurrikans.

»Beschützt euch gegenseitig«, hatte sie Veronyka ins Ohr geflüstert, ehe sie von ihr losgerissen und zur Tür geschleift worden war.

Val hatte einen Arm um Veronykas Taille geschlungen und sie weggezogen, aber Veronyka wollte einfach nicht schweigend verschwinden. Sie trat um sich und schrie und biss Val in den Arm, doch ihr Widerstand war zwecklos. Mit wildem Blick und voller Panik hatte sie zusehen müssen, wie ihre Maiora von der wütenden Menge verschlungen wurde. Sie wusste nicht, wie ihre Großmutter entdeckt worden war oder was sie verraten hatte, aber die Meute war dermaßen außer sich, dass mit ihr nicht zu reden war.

Val hatte Veronyka schließlich durch das kleine Fenster ihrer Behausung gezerzt und nur um ein Haar konnten sie den gierigen Händen der Menge entkommen.

Als sie vor dem Chaos flohen, hörte Veronyka in Gedanken immer wieder die geflüsterten Worte ihrer Großmutter. *Beschützt euch gegenseitig.*

Damals hatte sie das so verstanden, dass Val und sie aufeinander aufpassen sollten, aber je länger sie darüber nachdachte, umso stärker vermutete sie, dass ihre Großmutter noch mehr damit gemeint hatte. Angesichts von Hass und Angst und Tod hatte ihre Maiora von Liebe und Schutz gesprochen. Für Veronyka bedeutete auch das, eine Phönixreiterin zu sein. Die Reiterinnen und Reiter beschützten und verteidigten – und das wollte sie auch. So würde sie die Erinnerung an ihre Großmutter am Leben erhalten.

Doch damals hatte Veronyka ihre Schwester gehasst und sie verabscheut, weil sie ihre Maiora so einfach zurückgelassen hatte. Sie selbst hatte gekämpft, egal, wie erfolglos, Val hatte das nicht.

Später begriff Veronyka, dass Val genau das gewesen war, was sie beide zum Überleben gebraucht hatten. Veronykas Tränen und Panik hatten nicht geholfen. Vals Entschlossenheit und Gelassenheit hatten sie gerettet. Val war erst elf gewesen, als ihre Großmutter gestorben war – gerade mal ein Jahr älter als Veronyka –, und seither trug sie die Verantwortung für sie beide.

Als Val sich jetzt auf ihr Lager vor der Mauer legte, verkrampfte sich Veronykas Magen vor lauter Schuldgefühlen. Val hatte so viel für sie getan, hatte ihr mehr gegeben, als sie selbst jemals zurückzahlen könnte. Und jetzt hatte Val ihr einen Verbündeten gegeben – das größte Geschenk von allen.

Nach kurzem Zögern verließ Veronyka den Phönix – allein sich von ihm zu entfernen, war wie ein schmerzhaftes Ziehen an ihrem Herzen – und ging zu ihrer Schwester. Sie schliefen immer zusammen, weil es notwendig war oder wärmer oder weil es zu wenig Platz gab. Val hätte das niemals zugegeben, aber Veronyka wusste, sie taten es auch, weil es Trost schenkte.

Als sie sich an ihre Schwester schmiegte, lockerte sich der Knoten des Unbehagens, der sich nach Vals Verschwinden in ihr gebildet hatte. *Beschützt euch gegenseitig*. Egal, wie, das taten sie – und sie würden es immer tun. Val war schwierig. Sie war fähig zu Gleichgültigkeit und kalter Grausamkeit. Aber sie war auch Veronykas Schwester, der Mensch, den sie am meisten liebte und respektierte, und ja, auch fürchtete. Sie würden das hier durchmachen, wie sie alles in ihrem Leben durchgemacht hatten: zusammen.

Val hatte sich zur Mauer gedreht und Veronyka starrte ihren Hinterkopf an. Die langen dunkelroten Haare ihrer Schwester fluteten über das Lager zwischen ihnen, es war eine seltene und unter den braunhäutigen Pyrenern fast einzigartige Farbe. Das Licht des Feuers

ließ die Strähnen leuchten und Perlen und bunte, in Dutzende von Zöpfen verflochtene Fäden funkeln. Diese Frisur war seit der Zeit vor dem Goldenen Imperium eine pyrenische Tradition, seit der Herrschaft der Königinnen, als Pyra von einer Folge von Kriegerinnen regiert worden war, allesamt Phönixreiterinnen. Männer und Frauen verzierten ihre Haare mit Edelsteinen oder gefundenen Erinnerungstücken, um wichtiger Ereignisse zu gedenken.

Selbst nachdem Pyra dem Imperium einverleibt worden war, hatten Phönixreiter Phönixfedern und Obsidianstücke getragen und sich damit als Eliteklasse der Krieger gekennzeichnet. Jedes Stück vulkanischen Glases, das in den alten Zeiten oft für Speere und Pfeilspitzen benutzt worden war, stellte einen Sieg in einer Schlacht dar, zeigte Stolz und Erfahrung an. Avalkyra Aschenfeuer hatte angeblich so viele in ihren Haaren verknotet, dass sie ihre Haut zerschrammten und zerkratzten und ihren Schultern einen Umhang aus Blut auferlegten.

Inzwischen waren Zöpfe im Tal überaus selten zu sehen, denn die Verzierungen konnten als Zeichen für Loyalität den Phönixreitern und Avalkyra Aschenfeuer gegenüber betrachtet werden – und als Mangel an Loyalität für die Gouverneure des Imperiums. Val hatte sich geweigert, die Tradition aufzugeben, deshalb hatten die Schwestern fast ihre ganze Kindheit hindurch Kopftücher getragen. Die waren im Imperium üblich und halfen ihnen, sich unter die Menge zu mischen und zu verbergen, wer sie wirklich waren.

Zerstreut fuhr Veronyka mit den Händen durch Vals seidige rote Haare, die unbedingt Pflege gebraucht hätten. Knoten und Nester hatten sich zwischen den einzelnen Strähnen gebildet und viele Zöpfe lösten sich auf und wurden zu lang. Sie mussten in regelmäßigen Abständen erneuert werden, damit die schweren Perlen und Andenken nicht herausfielen, und da pyrenische Haare meistens glatt und glänzend waren, wurden sie mit Wachs oder Öl behandelt, um besser zu liegen. Wenn Veronyka das nicht für sie übernahm – und selbst das

war etwas, das Val sich nur widerwillig gefallen ließ –, dann hatte ihre Schwester keinerlei Interesse daran, ihre Haare zu waschen, zu büsten oder zu pflegen.

Während Vals tiefrote Tönung bei ihrem Volk begehrt war wie das feurige Gefieder des heiligen Phönix, waren Veronykas Haare einfach nur schwarz. Sie waren etwas kürzer als die ihrer Schwester, aber ebenso mit Zöpfen voller Glücksbringer und bunter Perlen versehen. Sie hatten sogar einige identische Zöpfe, die Veronyka manchmal hervorholte, um sich an alle Gemeinsamkeiten zu erinnern, die sie trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten hatten.

Sie fand die perlmuttern schimmernden Muscheln von damals, als die Maiora ihnen in den *Fingern* Schwimmunterricht erteilt hatte, dem Netzwerk aus Flüssen, das sich von der *Hand* aus verbreitete und an der Hauptstadt vorbeischlängelte. Dieses Gewässersystem wurde *Hand Gottes* genannt und speiste sich aus dem Fluss Aurys, der auf dem Pymont entsprang und in verschiedenen Armen ins Tal floss, um sich dann fast im gesamten Imperium zu verteilen. Ihre Großmutter hatte gesagt, alle Pyrener müssten im Aurys schwimmen lernen, dem Fluss ihres Heimatlandes, und näher als im Wasser der *Finger* könnten sie dieser Heimat nicht kommen.

Nach Wochen des Übens waren Veronyka und Val, deren junge Herzen von Entschlossenheit erfüllt gewesen waren, zum gegenüberliegenden Ufer des breitesten *Fingers* geschwommen, hatten vom Kieselstrand je eine Muschel aufgesammelt und waren zurückgekehrt. Val war schneller gewesen, natürlich, aber ausnahmsweise einmal hatte sich Veronyka deshalb nicht unterlegen gefühlt. Danach saßen sie am Ufer, mit leuchtenden Gesichtern und klappernden Zähnen, während ihre Maiora ihnen die Muscheln in die Haare flocht.

Mit einem sehnsüchtigen Seufzer ließ Veronyka die mit Muscheln besetzten Zöpfe los und suchte sich die hölzernen Perlen heraus, die sie in ihrer ersten Nacht in Pyra geschnitzt und bemalt hatten, und daneben die Baumwollfäden, die sie in Tinte und Asche getunkt und

dann zur Erinnerung an ihre Großmutter in ihre Haare geknüpft hatten.

Jeder Zopf, jede Perle stand für eine Erinnerung an ihr gemeinsames Leben, verwoben in einen lebenden Behang, eine Bindung für immer.

Als Vals Atem regelmäßiger wurde, ließ Veronyka ihre Haare los, setzte sich auf und kroch zum Feuer hinüber. Lautlos durchsuchte sie die Asche am Rand der Feuerstätte, während der Phönix neugierig zusah. Sie sah durch ihre Bindung Bruchstücke seiner Gedanken – eine Folge von Bildern, Geräuschen und Empfindungen –, die die Welt um sie herum heller und interessanter zu machen schienen. Der Phönix war zu jung, um richtige Gedanken zu formen, aber schon jetzt war seine Nähe für sie eine Beruhigung.

Als sie das Gesuchte gefunden hatte – Teile von gebogener, gezackter Phönixeierschale –, suchte Veronyka sich ein nicht allzu scharfes Stück heraus. Sie legte es beiseite und holte die kleine Dose mit den Fäden und dem Wachs, das sie zur Pflege ihrer und der Haare ihrer Schwester benutzte. In der Dose lagen auch ein hölzerner Kamm, dazu Zwirn, Nadeln, eine Feile und anderes kleines Werkzeug. Veronyka suchte die Feile heraus und bearbeitete behutsam die scharfen Kanten der Eierschale, die um einiges dicker war als die normaler Vogeleier. Dann nahm sie eine Nadel, um vorsichtig ein Loch durch die dickste Stelle zu bohren, wie ihre Großmutter es mit den zarten Flussmuscheln aus den *Fingern* gemacht hatte.

Schließlich zog sie eine Haarsträhne von ihrem Nacken nach vorn. Sie wollte den Zopf nicht verstecken, aber er sollte auch nicht zu auffällig sein, für den Fall, dass er Val wütend machte. Sie würde sich sicher nicht über die Erinnerung daran freuen, dass Veronyka eine Verbündete hatte und sie nicht.

*Noch nicht.*

Wenn Val recht hatte, dann setzte der Bindungsprozess schon ein, ehe der Phönix überhaupt geschlüpft war; deshalb war es wichtig,

während der gesamten Brutzeit in der Nähe zu bleiben. Jeder Phönix suchte sich seinen Verbündeten, bevor er auf die Welt kam, formte zuerst eine magische Bindung und dann eine physische. Und aus irgendeinem Grund hatte sich der erste Phönix für Veronyka entschieden.

Veronyka rieb sich handwarmes Wachs in die Haare, ehe sie zu flechten anfang, und die vertrauten Bewegungen linderten ihre Gewissensbisse ein wenig.

Val würde ihr verzeihen – das tat sie immer. Bald würde das zweite Ei schlupfreif sein und dann wäre alles in Ordnung. Sie würden ihre Phönixe zusammen großziehen und Reiterinnen werden, wie früher ihre Eltern – und ihre Großmutter.

Dieser Gedanke entzündete ein Feuer in Veronykas Bauch.

Mit Phönixen würden sie und Val problemlos das gesamte Imperium bereisen können. Sie würden natürlich vorsichtig sein müssen, aber sie würden bald andere wie sie selbst finden – *Phönixeren*, die sich versteckt hielten. Einst hatte es Hunderte gegeben. Und es würde wieder Hunderte geben. Zusammen würden die Reiterinnen und Reiter stärker sein, stark genug, um anderen zu helfen, und sie würden nicht mehr in Angst leben müssen.

Und wenn diesmal jemand wagte, Veronykas und Vals Tür aufzubrechen und ihren Lieben etwas anzutun, würde Veronyka kämpfen können. Was ihrer Großmutter passiert war, würde nie wieder einem Menschen passieren, der ihr wichtig war.

Veronyka war am Ende der Strähne angekommen, wickelte ein Stück Faden um den Zopf und befestigte das Schalenstück dann behutsam mit mehreren Knoten. Sie sah es an und dann den Phönix, der neben ihr auf dem Boden herumpickte. Nicht irgendein Phönix, sondern *ihr Phönix*.

Mit einem Lächeln hob sie ihren Verbündeten auf und kehrte zu Val ins Bett zurück. Der Phönix brachte nicht nur körperliche Behaglichkeit; Ruhe breitete sich über Veronyka aus wie eine warme Decke, und endlich kam der Schlaf.

*Sie saß in einem sonnigen Zimmer voller weicher Teppiche, feiner Holz-  
möbel und mit Schriftrollen gefüllter Steinnischen. Eine Bibliothek. Veronyka  
war noch nie in einer Bibliothek gewesen und hatte niemals ein so  
schönes Zimmer gesehen, aber in ihrem Traum wusste sie, wo sie war; sie  
fühlte sich wie zu Hause.*

*Ihr gegenüber am Tisch saß ein Mädchen. Veronyka kannte dieses Mäd-  
chen nicht, es kam ihr jedoch bekannt vor – als ob sie sie schon früher im  
Traum gesehen hätte. Ihre dunklen Haare waren mit kunstvoll geschnitz-  
ten Perlen und funkelnden Edelsteinen verflochten, die Lippen konzentriert  
zusammengekniffen, während sie sich stirnrunzelnd durch eine  
Schriftrolle mühte.*

*Die Traum-Veronyka war begeistert von ihr – Liebe stieg in ihrer Brust  
auf, Belustigung und Zuneigung sprudelte aus ihrem tiefsten Herzen, ein  
Quell von Empfindungen, die jedoch nicht ihre eigenen waren. Sie sah das  
Leben einer anderen, einer, deren Körper sie jetzt bewohnte.*

*»Was ist ein Phönovo?«, fragte das Mädchen verzweifelt. »Es sieht fast  
aus wie Phönix, aber am Ende hat es andere Buchstaben.«*

*»Denk an die Wurzelwörter«, sagte Veronyka zu ihrer eigenen Überras-  
chung, und ihre Stimme klang ein wenig tadelnd – und eindeutig weiblich.  
»Wenn das halbe Wort aussieht wie ›Phönix‹, wie sieht dann die an-  
dere Hälfte aus?«*

*Das Mädchen schwieg für einen Moment und biss sich auf die Unter-  
lippe. »Ovo... ovo... Ei!«, flüsterte sie, und ihr Gesicht leuchtete trium-  
phierend auf. »Es ist also ein... Phönixei?«*

*Veronyka nickte und ihr Traum-Ich war mit dem Mädchen zufrieden.  
»Sie sind überaus selten, und es ist sehr schwer, sie auszubrüten. Sie symbo-  
lisieren das Leben, aber auch den Tod – es ist ein Kreis. Deswegen können  
sie wiedergeboren werden... Der Tod gibt ihnen Leben. Wenn sie nicht  
sorgfältig in der Asche der Toten ausgebrütet werden, holen sie sich das  
Leben anderswo, im Notfall sogar von ihren eigenen Brüdern und Schwes-  
tern.«*

*»Sie bringen sich gegenseitig um?«, fragte das Mädchen. »Ihre eigenen*

*Geschwister?» Ihre triumphierende Miene wurde düsterer, misstrauischer und das Zimmer um sie herum wurde kälter.*

*Veronyka zuckte mit den Schultern, aber sie hatte das Gefühl, dass hier von mehr die Rede war als nur von Phönixen. »Sie schalten sich gegenseitig aus. Ein Tod für ein Leben. Das wird Gleichgewicht genannt, xe xie«, sagte Veronyka.*

*»Xe xie« war ein pyrenisches Kosewort und bedeutete »Süße«, »Süßer« oder »Liebling«. Als sie es hörte, dachte Veronyka, dass die beiden vermutlich miteinander verwandt waren. Schwestern, vielleicht.*

*Im Traumgang waren Schritte zu hören und beide Mädchen schauten zur Tür hinüber. Ihr gemeinsamer Nachmittag neigte sich dem Ende entgegen...*

Der Traum verblasste, und Veronyka erwachte in der kalten, dunklen Hütte, während ihr Magen sich vor Entsetzen zusammenkrampfte.

Sie war schon ihr ganzes Leben lang von Visionen gequält worden. Es sei ein Symptom der Schattenmagie, sagte Val, weshalb sie ihre Gedanken immerzu hüten musste, selbst im Schlaf. Gedanken und Empfindungen anderer flogen durch die Luft wie Löwenzahnsamen und warteten nur darauf, sich in achtloseren Köpfen wie ihren einzu-nisten – oder von aufmerksameren wie denen von Val eingefangen zu werden. Bei Veronyka, der es schwerfiel, ihre Gedanken nachts zu blockieren, verwoben sich diese Gefühle zu seltsamen Träumen.

In Aura Nova, wo so viele Menschen in der Nähe gewesen waren, war es sehr viel häufiger passiert. In den Bergen war alles ruhiger gewesen, da sie nur Val zur Gesellschaft hatte – aber ihre Schwester hatte ihr erklärt, dass der Geist viele Höhlen hätte, in denen Gedanken und Erinnerungen für Jahre ausharren konnten, um dann irgendwann wieder aufzutauchen. Veronyka nahm an, dass sie deshalb in ihren Träumen dieselben Menschen manchmal wieder und wieder sah, als ob sie sich in ihr Bewusstsein gebohrt hätten und nicht wieder weggehen wollten.

Aber dieser Traum, wo immer er hergekommen sein mochte, ließ sie bis ins Mark frieren.

Val hatte oft über Gleichgewicht gesprochen. Ein Phönix konnte nicht aus dem Nichts geboren werden – entweder starb er, verwandelte seinen eigenen Leib in Asche, aus der er wiedergeboren werden konnte, oder er musste in der Asche anderer ausgebrütet werden. In der Wildnis waren Mütter gestorben, um ihren Jungen das Leben zu schenken, und sie legten nie mehr als ein Ei auf einmal. Die frühen Animagen auf dem Pyrmont hatten gelernt, wie man die Knochen von toten Menschen und Tieren verbrannte, um diese Wirkung zu erzielen, was die Phönixe länger leben und zahlreicher werden ließ als je zuvor.

Als Veronyka gefragt hatte, was passieren würde, wenn sie versuchten, ein Phönixei in einem normalen Feuer auszubrüten, ohne Knochen, die es nähren könnten, hatte Val eine schlichte Antwort gegeben: »Tod.«

Und plötzlich wusste Veronyka, warum aus dem zweiten Ei noch nichts geschlüpft war. Und schlimmer noch, Val wusste das auch. Sie hatten nicht genug Knochen für zwei Phönixe gesammelt, was bedeutete, dass Veronykas Verbündete Leben von anderswo hatte holen müssen ... aus dem anderen Phönixei.

Mit vor Sorge verkrampftem Herzen versuchte Veronyka aufzustehen – und sah, dass Val über ihr stand, mit einer Axt in der linken Hand.

Dieser Anblick versetzte Veronyka zurück in die erste Nacht, nachdem sie, versteckt in einem Planwagen, das Imperium verlassen hatten. Sie hatten für die Nacht an einer Grenzschenke gehalten und Val und sie hatten im Holzschuppen schlafen müssen. Als ein Betrunkenener aus dem Dorf hereingetorkelt war und grinsend über ihnen stand, hatte Val zu ihrer Verteidigung eine Axt gehoben.

Der Mann war zurückgetaumelt und hatte die Flucht ergreifen wollen, aber Val war ihm gefolgt.

Bei ihrer Rückkehr war es dunkel gewesen, aber Veronyka hatte gesehen, wie sie die Axt an einer Schürze abgewischt hatte, die an einem Nagel hing. Am nächsten Morgen waren Schürze und Axt verschwunden gewesen, und Veronyka hatte sich gefragt, ob sie sich das alles bloß eingebildet hatte – nur hatte Val ein funkelndes neues Taschenmesser und eine Handvoll Münzen, die sie am Vortag nicht gehabt hatte. Val hatte in der Schenke ein ausgiebiges Frühstück bezahlt, und dann hatten sie das neue Messer benutzt, um sich Holzperlen aus echten pyrenischen Bäumen zu schnitzen.

Später hatte Veronyka sich gefragt, woran diese Perlen wirklich erinnern sollten.

Die Axt, die Val jetzt in der Hand hielt, war eher ein Handbeil, aber die in der Dunkelheit funkelnde Schneide war so scharf wie die der Axt damals. Das Feuer in der Hütte war erloschen, und der Raum war so kalt und grau wie das zweite Ei, das noch immer in der Asche lag. Veronyka suchte nach etwas, das sie sagen könnte, aber Val hatte sich schon von ihr abgewandt. Ehe Veronyka begriff, was vor sich ging, zielte Val mit dem Beil auf das Ei und zerschlug es in zwei Teile.

Veronykas Luftschnappen wurde übertönt von dem Knirschen und Splittern und ihre Verbündete hob überrascht den Kopf.

Veronyka konnte nicht anders, sie musste trotz ihrer eiskalten Angst um Vals Beine herumlugen. Sie wusste nicht, mit welchem Anblick sie rechnen sollte – vielleicht den verkohlten Überresten eines Vogels? –, aber sie sah nur etwas Dichtes und Unauffälliges, wie die Innenseite eines geborstenen Steines. War das Ei denn jemals mehr gewesen als ein Stein?

Val stand nun wieder vor ihr. Sie wies mit dem Kinn auf den Phönix, der neben Veronyka lag, wollte ihn aber nicht ansehen.

»Du musst ihm einen Namen geben«, sagte sie.

»Es ist eine Sie, eine Phönice«, erklärte Veronyka. Sie wusste nicht, woher sie das plötzlich wusste, aber ihr Gefühl sagte ihr, dass es so war.

Der Phönix neben ihr zwitscherte leise und eine Flut aus Vorstellungen und Bildern brach über sie herein. Offenbar hatten sich die Gedanken des Phönix dank der Magie des Bündnisses über Nacht enorm vervielfacht und entwickelt. Die Gedanken des Phönix waren noch nicht die ausgeformten Vorstellungen eines menschlichen Geistes, aber sie waren auch nicht die kurzlebigen Eindrücke der meisten Tiere. Obwohl sich Animagen nur mit Phönixen verbünden konnten, hatten sie doch meistens auch Einfluss auf das Denken anderer Tiere, mit denen sie viel zu tun hatten. Pferde oder Arbeitstiere, die von Animagen angeleitet wurden, wurden oft klüger, so wie Menschen »klug« definierten, und waren leichter zu dressieren.

»Leuchtet ein«, sagte Val. »Weibliche Phönixe fühlen sich oft vom weiblichen Geist angezogen und umgekehrt. In der Regel entwickeln sie ihr Geschlecht während der Brutphase, abhängig von ihrem ausgewählten Verbündeten.«

Veronyka nickte und streichelte mit dem Daumen den weichen Kopf der Phönice. »Ich glaube, ich werde sie Xephyra nennen.«

Val kniff die Augen zusammen. Sie starrte Veronyka lange an, ehe sie die Arme verschränkte und nachdenklich den Blick abwandte. »*Pyr* bedeutet auf Pyrenisch Feuer oder Flamme. Zusammen mit *xe*...«

»Süße Flamme«, sagte Veronyka und streichelte noch immer die seidenweichen Federn ihrer schläfrigen Verbündeten.

»Oder Schwester Flamme«, korrigierte Val, denn die Vorsilbe konnte auch »Bruder« oder »Schwester« bedeuten, es kam ganz auf den Namen an. Val hatte ihr alles über Sprache beigebracht, dazu Lesen und Schreiben, Sternenkunde, die Jahreszeiten und Geschichte.

Alles, was Veronyka wusste, verdankte sie Val.

Sie hielt für einen Moment den Atem an und fürchtete, diese Andeutung, der neue Eindringling könnte ihr so nahestehen wie eine Schwester, würde Vals Zorn erregen.

Endlich sagte Val: »Das ist ein Name, der einer pyrenischen Königin würdig ist.« Ihre Augen funkelten, als wäre das das höchste Lob.

Veronyka verspürte einen plötzlichen Stolz, weil ihre Schwester mit ihr zufrieden war, und doch hatte sie Angst, Val könne die Wahrheit gesagt haben und ihr selbst und ihrer Verbündeten stehe das gleiche Schicksal bevor wie den pyrenischen Königinnen: Feuer, Ruhm und – Tod.

Schließlich wünschten sich nicht alle die Rückkehr der Phönixreiter, auch wenn die Animagen überall im Tal und jenseits davon jubeln würden, wenn sie wieder flammende Phönixspuren über den Himmel zögen.

*In Pyra wurde der Tod ebenso gefeiert wie das Leben.  
Nur durch ein Ende war ein Anfang möglich. Das war die Lehre  
des Phönix und es war die Lehre des Lebens überhaupt.*

– KAPITEL 3 –  
**SEV**

Sev starrte die ganze Zeit auf seine Füße. Es war eine Überlebensstrategie, ein Verteidigungsmechanismus – und eine Möglichkeit, um nicht schon wieder in einen dampfenden Haufen Lamakot zu treten.

Während der letzten sechs Monate hatte sich Sev nur schlecht in sein neues Leben als Soldat des Goldenen Imperiums hineinfinden können. Er hatte sich für diesen Weg schließlich nicht entschieden und ärgerte sich darüber, hier neben einer wilden Mischung aus Taschendieben, Mördern und armen Kindern ohne andere Möglichkeiten strammstehen zu müssen.

Sie erinnerten ihn daran, was er war: ein armer Dieb und Mörder.

Allerdings fand er es fast noch schlimmer, neben den Leibeigenen des Imperiums Dienst zu tun. Sie erinnerten ihn nicht nur an seine schlechtesten Seiten, sondern auch an seine besten – an den Teil von sich, den er zurückzulassen geschworen hatte. Den Teil, den er ersticken und unterdrücken musste, bis nur noch ein rauchender Docht übrig war. Sev mochte ein Animage sein, so wie sie, aber das bedeutete nicht, dass er wie einer leben musste – ein unbezahlter Knecht für den Rest seines Lebens.

Und er musste auch nicht wie einer sterben und Menschen hinterlassen, die ihn brauchten. Wie es seine Eltern ihm angetan hatten.

Natürlich brauchte niemand Sev. Dafür hatte er gesorgt. Als Kind, als seine Welt um ihn herum eingestürzt war, war ihm das als gute Idee erschienen. Niemanden lieben und sich von niemandem lieben lassen. Das tat nicht so weh. Er könnte morgen sterben und nicht eine Seele würde ihn vermissen.

Manchmal konnte er sich jedoch nur mit Mühe daran erinnern, wieso er es für eine gute Idee gehalten hatte.

Sev marschierte weiter, aber als die Füße vor ihm langsamer wurden, wagte er es doch, den Blick zu heben. Er und der Rest seiner Einheit – insgesamt zehn Soldaten, dazu fast ein Dutzend Leibeigener – begleiteten dreißig Lamas, die sie von einem Züchter im Hinterwald weiter unten am Pymont gekauft hatten, dem Berg, an dem die meisten Siedlungen von Pyra angelegt waren.

Es tat weh, wieder hier zu sein, so nah und doch so weit entfernt von zu Hause. Er hatte sich nach der Möglichkeit einer Rückkehr gesehnt, hatte das Imperium hinter sich zurücklassen wollen, hatte sich aber nicht vorgestellt, dass er auf diese Weise zurückkommen würde – als Soldat, der dem Imperium diente, das er doch hasste.

Es war diesem Imperium zu verdanken, dass Pyra nun ein verfluchtes Land mit verfluchten Menschen war. Der Kampf um Unabhängigkeit war mit Tausenden von Toten geendet – und dem Tod der Phönixreiter in ihrer ganzen feurigen Pracht. Dem Tod von Avalkyra Aschenfeuer, die ihre Königin hätte sein sollen, und der Schwester, die sie herausgefordert hatte.

Dem Tod von Sevs Mutter und Vater.

Jetzt lebten in Pyra Vertriebene und Leute, die im Blutkrieg gegen das Imperium gekämpft hatten, oder Animagen, die der Registrierung entgehen und sich ungestört ihrer Magie widmen wollten. Hier waren keine Gouverneure stationiert, es gab keine Gesetze oder Steuern oder auch nur Soldaten, um die Region zu verteidigen. In

Grenznähe kam es häufig zu Überfällen, deshalb waren Sev und seine Kameraden in Lumpen gekleidet und trugen zusammengewürfelte Ausrüstungsgegenstände mit sich. Sie wollten nicht auffallen.

Sie waren ein Teil einer viel größeren Truppe, die ein ganzes Stück entfernt von der Pilgerstraße kampierte, der Hauptdurchgangsstraße durch Pyra. Sev und seine kleine Splittereinheit hatten ihre Wagen – die auf den steilen Nebenpfaden, die sie einschlagen wollten, unbrauchbar sein würden – gegen die trittsicheren Lamas eingetauscht, die gelehrige und sanfte Lasttiere waren, wenn man von den Unmengen an Kot absah. Die Einheit sollte vor Einbruch der Dunkelheit zum Regiment zurückkehren, was sie nur mit Mühe würden schaffen können.

Warum also hielten sie an?

Sev reckte den Hals und trat einen Schritt vor, aber ehe er sehen konnte, was anlag, versank sein Stiefelabsatz in einem warmen, glitschigen Haufen.

»*Teyke*«, murmelte er. Nur der Gott der Betrüger war imstande, ihnen immer wieder Kothaufen unter die Füße zu schieben.

Mit einem Gurgelgeräusch zog er seinen Fuß aus dem Haufen, dabei fiel sein Blick auf den neben ihm gehenden Leibeigenen, der seine Bemühungen stirnrunzelnd beobachtete. Der Leibeigene war ihm bekannt. Nicht, weil Sev ihn kannte, sondern weil er Sev immer zu beobachten schien – vor allem, wenn Sev eine Dummheit machte. Das passierte oft, deshalb beobachtete der Leibeigene ihn oft. Er war ungefähr in Sevs Alter, groß und breitschultrig, mit goldbrauner Haut und kurz geschorenen schwarzen Haaren. Er trug eine Kette um den Hals – das war für alle Leibeigenen vorgeschrieben –, an der ein schlichter Anhänger mit seinem Namen, seinem Verbrechen und der Dauer seiner Strafe hing.

Der Leibeigene wirkte eher neugierig als feindselig, als ob Sev ein Rätsel wäre, das er nicht so ganz durchschaute, aber immer, wenn Sev seinen Blick erwiderte, wurde seine Miene misstrauisch.

Im Militär war Hass auf Animagen seit dem Blutkrieg noch immer weitverbreitet. Es fing bei den Offizieren an, die Jahre gegen die Phönixreiter gekämpft hatten – was ihre grauenhaften Verletzungen und Brandnarben bewiesen –, und sickerte dann zu den unteren Rängen durch. Viele der jüngeren Soldaten hatten im Krieg ihre Eltern verloren oder als Kinder immer wieder gehört, wie ihre Eltern die rebellischen Animagen und die pyrenischen Separatisten verfluchten. Beides wurde oft in einen Topf geworfen: Nicht alle Animagen stammten aus Pyra, und nicht alle aus Pyra waren Animagen. Aber nach dem Krieg, als die Animagen feststellen mussten, dass ihre Magie verboten und ihr Leben in Gefahr war, flohen viele aus dem Imperium in die relative Sicherheit von Pyra.

Die meisten Soldaten behandelten die leibeigenen Animagen aus Rachsucht schlecht, fühlten sich über sie erhaben und erachteten sie als Sklaven. Wie Verbrecher. Schließlich waren sie ja Verbrecher, und egal, ob ihr Verbrechen nun darin bestand, dass sie im Blutkrieg Avalkyra Aschenfeuer gedient, dass sie sich der Registrierung entzogen oder dass sie insgeheim ihre Magie angewandt hatten, die Animagen waren im Imperium zusammengetrieben und entweder durch Steuern zur Armut verdammt oder, wenn sie nicht bezahlen konnten, gezwungen worden, als Leibeigene ihre Schulden abzudienen. Die Hälfte der Soldaten waren Kriminelle, aber ihre Verbrechen wurden ihnen beim Eintritt in die Armee vergeben. Wie es bei Sev der Fall gewesen war.

Natürlich beruhte der Hass auf Gegenseitigkeit. Animagen waren wie Verräter behandelt worden – auch wenn sie nichts mit Avalkyra Aschenfeuers Aufstand zu tun gehabt hatten –, und das Imperium hatte sie grausam gestraft.

Sev war irgendwo in der Mitte, da er mit den Leibeigenen ebenso viele Gemeinsamkeiten hatte wie mit den Soldaten.

Einerseits waren seine Eltern Phönixreiter gewesen und ihre Tiermagie strömte auch durch seine Adern. Die Drohungen des Imperii-

ums hatten ihn fast sein Leben lang gezwungen, sich versteckt zu halten, und die Angst, dass die Soldaten sein Geheimnis entdecken könnten, verfolgte ihn bis in seine Träume. Sie wussten nicht, dass er ein verkappter Animage war, der nur versuchte, einen Tag nach dem anderen zu überleben.

Das wusste niemand. Und es durfte auch niemals jemand erfahren.

Wenn irgendwer dahintergekommen wäre, dass Sev ein Animage war, dann würde er ebenfalls eine Kette um den Hals tragen und angesichts seiner kriminellen Vergangenheit zu einer lebenslänglichen Strafe verurteilt werden.

Andererseits aber *war* Sev Soldat, obwohl er Soldaten gehasst und gefürchtet hatte, so lange er sich zurückerinnern konnte. Die Phoenixreiter hatten seine Eltern gestohlen, sein Leben ruiniert und ihn als Waise in den Straßen von Aura Nova zurückgelassen. Ob er wollte oder nicht, er verabscheute sie ebenfalls.

Sev gehörte nirgendwohin, ein Schaf ohne Herde.

Er warf dem Leibeigenen ein bedauerndes Lächeln zu, dann starrte er wieder seine Stiefel an und versuchte, die Schweinerei an einem Grasbüschel abzuwischen. Der Leibeigene schüttelte den Kopf und sah zur Seite. Sev bemühte sich weiter, und der Leibeigene erwiderte schließlich wieder seinen Blick und tippte sich an den Gürtel, wie um Sev etwas zu zeigen. Sev runzelte verwirrt die Stirn und starrte den leeren Gürtel des Leibeigenen leicht verlegen an, dann ging ihm auf, dass er seinen eigenen ansehen sollte. Daran hing ein Wasser-schlauch – perfekt, um damit Tierdung abzuwaschen. Mit hochrotem Kopf nickte Sev zum Dank, dann zog er den Stöpsel heraus und machte kurzen Prozess bei der Säuberungsaktion.

Als er fertig war, schaute er aus zusammengekniffenen Augen zwischen den Bäumen hindurch. Die Soldaten hatten eine von der Sonne ausgedörrte Lichtung erreicht, in deren Mitte eine kleine Hütte mit einer blauen Tür stand.

Die Hütte war rund, hatte ein gewölbtes Dach, ein in Pyra beliebter Stil, und war vermutlich eine Jagdhütte oder die Behausung eines alten Einsiedlers, der sich hier mitten im Nirgendwo zurückgezogen hatte.

Hauptmann Belden hatte ihnen zwei Befehle erteilt, als sie an diesem Morgen das Lager verlassen hatten. Vor Sonnenuntergang zurück sein und nicht gesehen werden. Als Soldaten des Imperiums waren sie in Pyra nicht willkommen, und Sev glaubte nicht, dass ihre Wegelagererkostümierung einer genaueren Untersuchung standhalten würde. Außerdem würden die Einheimischen auch Wegelagerer nicht willkommen heißen.

Irgendwo weiter vorn gab es eine Bewegung und nun marschierten sie offenbar weiter. Sev nahm an, dass sie um die Lichtung herumgehen würden für den Fall, dass sich in der Hütte jemand aufhielt. Sie sah leer aus, aber nicht verlassen. Brennholz war an der Rückwand gestapelt, der Weg zur Tür war von Gras und Unkraut befreit, gespenstische Rauchfäden kamen aus dem Schornstein.

»Junge!«, rief eine scharfe Stimme und ließ Sevs Aufmerksamkeit zu seiner unmittelbaren Umgebung zurückkehren. Vor ihm lief Ott an der Kolonne entlang. Klein und rund und vor Anstrengung keuchend erinnerte er Sev an den Narren aus den arborianischen Komödien. Sein Kittel mit den vielen Flickern verstärkte diesen Eindruck noch, er brauchte eigentlich nur noch einen spitzen Hut und Glöckchen an den Schuhen. Otts sonst fahle Haut war sonnenverbrannt, aus seinen schütterten Haaren lief Schweiß über seine Schläfen.

»Offizier«, sagte Sev, straffte sich, als Ott bei ihm ankam, und salutierte. Er bewegte sich ganz bewusst langsam – sprach oder lief nie besonders schnell. Durch solche Dinge fiel man schließlich auf, und das war das Letzte, was Sev wollte. Die meisten anderen Soldaten hielten Sev für so stumpf wie eine ungeschliffene Klinge, und er gab sich alle Mühe, diesen Eindruck zu verstärken. Er war gerade gut genug bei seiner Arbeit, um unbemerkt durchzukommen, und schlecht genug, um sich zu hohen Ansprüchen zu entziehen.

»Hiergeblieben«, sagte Ott und zeigte auf den Boden, als ob Sev diesen Befehl missverstehen könnte. »Die Tiere gehen weiter, aber du wirst unsere Augen sein«, fügte er hinzu und zeigte mit zwei Wurstfingern auf seine eigenen. »Sorg dafür, dass sich niemand an uns anschleicht. Ich und Jotham geh'n mal nach dem Rechten sehen.«

Ott zog seine Hose hoch, wie um sich auf die richtige Arbeit vorzubereiten. Jotham war sein üblicher Komplize und stand gleich hinter Ott, als die Lamas angingen, sich an ihnen vorbeizubewegen.

Sev wusste, was »mal nach dem Rechten sehen« bedeutete. Das Imperium hatte ihnen vielleicht ihre Missetaten verziehen, damit sie in der Armee dienen konnten, aber Jotham und Ott waren Berufsvorbereiter. Sie brachen das Gesetz nicht, um zu überleben. Sie taten es, weil es ihnen Spaß machte – und weil es ihnen erlaubte, ihre Börsen mit mehr als nur dem mageren Sold zu füllen. Sie waren jetzt »unschuldig«, ihre Strafen waren gelöscht und ihre früheren Taten vergessen. In der Armee gab es Dutzende von ihnen, und solange sie ihre Befehlshaber und Kameraden nicht bestahlen, kümmerte es offenbar niemanden, was sie machten. Jotham und Ott suchten sich oft einen frischen Soldaten wie Sev aus, zum Schmierestehen oder als Helfershelfer, weil sie dachten, junge, unerfahrene Soldaten seien zu dumm, um ihnen auf die Schliche zu kommen.

Sev hatte so viel Sinn für einen guten Diebstahl wie jede andere Gossenratte, aber es war das eine, den Beutel eines reichen Kaufmanns abzuschneiden, und etwas ganz anderes, etwas aus einer armen Hütte mit zerbrochenen Fensterläden zu stehlen. Das hier waren keine Menschen, die in irgendeinem Überfluss lebten.

Und was, wenn die Hütte nicht leer war, wie sie annahmen?

Sev wusste, was dann passieren würde.

Gewalt.

»Du, Magesklave«, kläffte Ott, an den nächststehenden Leibeigenen gewandt – den, der gesehen hatte, wie Sevs Absatz im Lamakot versank. Die Bezeichnung »Magesklave« war eine Beleidigung, und

Sev krümmte sich zusammen, als er das Wort hörte. Verstohlen schaute er zu dem Leibeigenen hinüber, aber der reagierte nicht auf die Kränkung – bis auf eine leichte Verspannung seiner Schultern. »Hol die Nachhut. Ich will keine Nachzügler.«

Jotham schloss sich Ott an und die beiden verschwanden zwischen den Bäumen.

Sev zögerte und sah wieder den Leibeigenen an. »Das eben tut mir leid«, murmelte er.

»Verzeihung?«, fragte der Leibeigene. Sev hatte ihn noch nie etwas sagen hören, seine Stimme war ein leises Grollen, das tief aus seiner Brust zu kommen schien.

»Weil... sie sollten dieses Wort nicht benutzen.«

Der Leibeigene startete Sev mehrere stumme Herzschräge lang an, als ob er versuchte, Sevs Bitte um Entschuldigung zu ergründen – ob sie spöttisch oder ehrlich gemeint war. Die meisten Soldaten ließen sich nicht dazu herab, mit Leibeigenen zu sprechen, und keiner würde auch nur im Traum auf die Idee kommen, »tut mir leid« zu sagen.

Endlich schnaubte der Leibeigene, fast ungläubig, und sein Kinn sackte auf seine Brust, als er den Kopf schüttelte. »Das Wort ist nicht das Problem, Soldat. Es ist egal, ob er mich Sklave oder hoher Herr nennt. Das Problem ist, was ich bin.«

Er hatte natürlich recht. Der einzige Unterschied zwischen Sev und diesem Leibeigenen war, dass der andere bei der Verwendung von Magie erwischt worden war und Sev nicht. Magie hatte es im Imperium immer gegeben, für manche war sie so natürlich wie das Atmen. Wie konnte es möglich sein, ihre pure Existenz für illegal zu erklären? Das war sie nicht und als Soldat machte Sev sich zum Komplizen dieses Unrechts.

Sev wusste nicht, was er sagen sollte, und da er sich an Otts Befehl erinnerte, verdrängte er sein Schuldgefühl und ging weiter, wobei er den Leibeigenen hinter sich zurückließ. Am Rand der Lichtung bezog

er Posten, seitlich der Hütte und von der Tür abgewandt. Er wollte nicht sehen, was drinnen passierte.

Die Sonne brannte jetzt ungehindert auf ihn herab, und der vage Geruch von Holzrauch – durchsetzt mit etwas Bitterem und Beunruhigendem – füllte die Luft. Ein Schweißstropfen rann über seine Stirn und sein mit Leder gefütterter Kittel klebte an seinem feuchten Rücken.

Als Jotham und Ott sich der Hütte immer weiter näherten, wurde die Stille drückend, als ob der Wald den Atem anhielte. Es war unnatürlich. Seit sie eine Woche zuvor die Grenze des Imperiums überschritten hatten, war Sev überwältigt vom Geräusch der Wildnis. Er war an den Lärm von Aura Nova gewöhnt, wo seine Sinne überreizt waren von Gebrüll und Geschrei und polternden Karrenrädern. Aber hier in Pyra – den Freilanden, wie die Pyrener gern sagten –, war der Lärm überhaupt kein Lärm. Er war Musik, melodisch und singend und manchmal in einem Rhythmus, der Sevs Gedanken beruhigte und seine müde Seele tröstete. Die Klänge erinnerten ihn an seine Kindheit auf dem Bauernhof, als das Leben klein und schlicht und gefahrlos gewesen war.

Er sehnte sich so sehr danach zurück.

Etwas streifte Sevs Finger und er fuhr herum. Neben ihm stand ein Lama, das mit dem Kopf auf merkwürdig tröstliche Weise gegen seinen Kopf stupste. Zwei andere hielten sich in der Nähe auf, zusammen mit dem Leibeigenen, der offenbar beschlossen hatte, Sev auf die Lichtung zu folgen, statt mit der Kolonne Schritt zu halten, was eigentlich seine Pflicht gewesen wäre.

Sev schob das Lama zur Seite, gröber, als er gewollt hatte, aber er musste den Eindruck aufrechterhalten, dass Tiere ihn nicht interessierten. Sogar normale menschliche Zuneigung konnte inzwischen für Magie gehalten werden, und Sev konnte es sich nicht leisten, sich zu verraten.

Der Leibeigene kniff die Augen zusammen. Hatte er soeben Sevs Magie gespürt? Manchmal, wenn er abgelenkt oder wütend war, ging

sie mit Sev durch, und als Nächstes sah er, dass ein Vogel oder eine Katze sich an ihn schmiegte, die er aus Versehen zu sich gerufen hatte.

»Was machst du denn hier?«, fragte Sev.

Die Nasenflügel des Leibeigenen blähten sich. »Und was machst du selbst hier?«, gab er zurück, und seine dunklen Augen richteten sich auf einen Punkt hinter Sevs Schulter, wo Ott und Jotham sich jetzt zur Tür der Hütte schlichen. »Du kannst dich nicht bei mir für die groben Worte eines Soldaten entschuldigen und dann tatenlos zusehen, wie dieser Soldat Unschuldige ausraubt und nur ihre Leichen hinterlässt.«

Sev runzelte die Stirn. »Die hören doch nicht auf mich«, sagte er und zeigte auf Ott und Jotham. »Und ich sag dir das nur ungern, aber sie werden noch viel Schlimmeres anrichten, ehe wir diesen Berg verlassen.« Das Imperium hatte kein Regiment aus zweihundert Mann verkleidet und in die Freilande eingeschmuggelt, um dort Friedensverhandlungen zu führen. Sev wusste nicht genau, warum sie hier waren, aber was immer es sein mochte, um Frieden ging es nicht.

Der Leibeigene sah ihn mit unverhohlener Abscheu an. »Und dir macht das nichts aus, oder was?«

Sev starrte ihn an und sah die Herausforderung in dessen Gesicht. Nicht, dass Sev nicht an Herausforderungen gewöhnt gewesen wäre, aber seit er bei der Armee war, hatte kein Leibeigener gewagt, so zu ihm zu sprechen. Dieser aber tat es, ohne Zögern oder Furcht.

»Es spielt keine Rolle, was mir etwas ausmacht«, sagte Sev. »Ich habe keine Wahl.«

Der Leibeigene verzog den Mund, als wäre Sev geringer als der Dreck an seinen Stiefeln und nicht sein Vorgesetzter. »Man hat immer eine Wahl.«

*Gelogen.*

Es war nicht Sevs *Wahl* gewesen, mit vier Jahren von seinen Eltern verlassen und in ein überfülltes Kriegswaisenhaus gesteckt zu werden, wo Krankheiten und Hunger wüteten und wo die Fähigkeit, seine

Animagenbegabung zu verbergen, über Freiheit und Leibeigenschaft entschied. Als Sev aus Versehen einen Soldaten getötet hatte, war es nicht seine *Wahl* gewesen, die Stelle dieses Soldaten einzunehmen und sich genau den Leuten anzuschließen, vor denen er sich sein Leben lang versteckt hatte. Wahl war eine Illusion, eine Wegkreuzung in einer Abenteuergeschichte. Wahl war nicht das wirkliche Leben – jedenfalls nicht ohne schreckliche Folgen.

Wenn Sev in seinem Leben irgendwann die Wahl hätte, würde er vom Tod und den Menschen, die den Tod brachten, weglaufen und nicht auf sie zu.

Der Wald war vorher schon still gewesen, aber nun rauschte nicht einmal mehr der Wind in den Blättern.

Dann, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, trat Jotham die Tür ein.

*Der Tod unseres Vaters bedeutete das Ende einer Dynastie,  
die über Jahrtausende hinweg entstanden war.  
Aber es war nicht unser Ende.*

– KAPITEL 4 –

# VERONYKA

Veronykas Finger waren klebrig vor Erde, ihre Hosenbeine feucht, als sie im kühlen Gras kniete. Sie packte die Zwiebel von unten und riss sie an den Wurzeln aus der Erde. Sie warf sie in ihren Korb, doch als sie die Hand nach der nächsten ausstreckte, ließ eine Wahrnehmung ihren Nacken prickeln.

Sie hörte etwas – nein, sie spürte es; das Geräusch wurde durch ihre Magie weitergetragen, nicht durch ihre Ohren.

Veronyka fuhr herum, während ihre Brust sich vor Besorgnis zusammenschnürte – und fand sich Xephyra gegenüber. Veronyka lächelte, und ihr Herz machte beim Anblick ihrer Verbündeten einen Sprung, trotz der Tatsache, dass Xephyra die Hütte eigentlich nicht verlassen durfte.

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst im Haus bleiben«, tadelte Veronyka, obwohl es unnötig gewesen wäre angesichts ihrer Bindung. *Du hättest gesehen werden können.* Xephyra blinzelte sie an, unschuldig und neugierig, dann schnappte sie nach einer vorüberflatternden Motte.

Veronyka seufzte. Obwohl sie in Pyra waren und angeblich außer Reichweite des Imperiums, war es für eine Animage immer noch

gefährlich, sich sehen zu lassen. Und für einen Phönix war es eine Frage von Leben und Tod. Sie waren nicht weit von den Vorgebirgen entfernt, wo immer wieder Überfälle auf die Siedlungen stattfanden. Wenn sie in Gefangenschaft gerieten, würde sie in Leibeigenschaft gezwungen und Xephyra hingerichtet werden.

Wenigstens war Val nicht bei ihnen. Sie war am frühen Morgen aufgebrochen, um auf dem Markt von Runnet »Tauschhandel« zu betreiben und ihre Vorräte wieder aufzufüllen, was für Val bedeutete, Schattenmagie einzusetzen und arglose Verkäufer damit zu zwingen, ihr Waren zu schenken. Da Veronyka sich nützlich machen wollte, war sie bald darauf losgegangen, um wilde Zwiebeln, Bärlauch und essbare Wurzeln zu sammeln, während Xephyra in der Hütte in Sicherheit bleiben sollte.

Seit Xephyra zwei Wochen zuvor zum ersten Mal geflogen war, hatte Val ihr verboten, die Hütte jemals zu verlassen, wenn sie nicht da war, um aufzupassen, und selbst diese Gelegenheiten waren selten. So, wie sie über Veronykas andere tierische Freunde die Nase gerümpft hatte, zeigte Val ihre Ablehnung von Veronykas Verbündeter jeden Tag deutlicher. Veronyka wusste, dass es Eifersucht war, dass Val sich verletzt und ausgeschlossen fühlte, aber je mehr sie versuchte, diese Kluft zu überbrücken, desto übler wurde Vals Laune. Für jedes zärtliche Summen oder jedes nachsichtige Lob, mit dem Veronyka die junge Phönice bedachte, spie Val ein Dutzend Vorschriften und Warnungen aus, die sich auf ihre gefährliche magische Beziehung bezogen.

Sie dürfe Xephyra nicht verwöhnen oder der Vogel werde später feige und kriecherisch werden.

Sie dürfe Xephyra nichts durchgehen lassen, denn das sei ein Zeichen von Schwäche, und sie werde die Kontrolle über den Phönix verlieren.

Sie müsse das Kräfteverhältnis aufrechterhalten: Veronyka sei die Herrin, Xephyra die Dienerin. Sie seien nicht verwandt – nicht wie

sie und Val –, und ihr Versuch, Xephyra als Freundin und als ihresgleichen zu behandeln, könne nur ins Verderben führen.

Veronyka versuchte, auf Val zu hören, aber sie hatte ihr Leben lang ein enges Verhältnis zu Tieren gehabt, und sie hatte das, was sie wollte oder brauchte, immer mit einer Bitte erhalten – nicht mit einem Befehl. Manchmal wirkten Vals Worte wie tiefste Weisheit, dann wieder wie an den Haaren herbeigezogene Vorwände, um einen Keil zwischen Veronyka und ihre Verbündete zu treiben.

»So ist deine Schwester eben«, hatte die Großmutter immer gesagt, wenn Val grausam oder herrschsüchtig gewesen war. »Sie ist wie Feuer – sie verschlingt.«

»Und wie bin ich, Maiora?«, hatte Veronyka dann gefragt.

»Du bist auch wie Feuer – du leuchtest auf dem Weg.«

Bei dem Gedanken an ihre Großmutter musste Veronyka lächeln, egal, wie schmerzlich sie sie vermisste – vor allem seit Xephyra geschlüpft war. Sie war sicher, dass der Rat ihrer Maiora den von Val ausgleichen und helfen würde, zwischen ihnen wieder Frieden zu stiften. Für Val waren ihre Meinungsverschiedenheiten etwas, das aus der Welt geschafft werden musste – ein Problem, das eine Lösung verlangte. Und natürlich war Veronyka diejenige, die sich ändern sollte, niemals Val. Aber ihre Großmutter hatte es immer geschafft, ihre Gemeinsamkeiten zu betonen – wie bei dem Beispiel mit dem Feuer – und ihnen zu verstehen zu geben, dass sie einfach zwei Seiten derselben Medaille waren; Gegensätze, aber immer miteinander verbunden.

Es war in Ordnung, anders zu sein als Val, und je eher ihre Schwester das akzeptierte, umso besser für sie beide.

Aber Veronykas Entschlossenheit, sich durchzusetzen, wankte, als sie sich der Hütte näherte. Zwischen ihr und Val war die Lage zuletzt so angespannt gewesen und sie wollte nicht schon wieder einen überflüssigen Streit. Ihre Geduld mit Vals übler Laune ging zu Ende. Wenn sie und Xephyra vor Val wieder in der Hütte wären, könnten sie einen Zusammenstoß vielleicht vermeiden.

Xephyra flog vor ihr her, als sie sich einen Weg durch den dichten Wald bahnten, sie flog von einem Zweig zum nächsten, schnappte mit dem Schnabel nach Würmern und Maden und zwitscherte im Vorüberfliegen anderen Vögeln zu. Sie war wie ein altkluges Kind – intelligent, neugierig und manchmal impulsiv, aber noch ohne eine gewisse Reife und ohne Verständnis für die Welt. In den Wochen, seit sie geschlüpft war, war ihre Kommunikation immer besser geworden, war von Bildern und Eindrücken zu deutlicheren Gedanken und sogar ab und zu einem Wort oder Satz geworden, obwohl es noch Monate dauern würde, bis Xephyra über einen ausreichenden Wortschatz verfügte, um ein richtiges Gespräch zu führen. Sie konnten jetzt ihre gegenseitigen Bewegungen und Gedanken voraussehen und verrichteten die tägliche Arbeit, als wären sie durch einen unsichtbaren Faden miteinander verbunden.

Während Xephyra sich veränderte, stellte Veronyka fest, dass auch ihr Geist sich durch die vielen Sinneseindrücke erweiterte, die ihre Verbündete ihr vermittelte. Gerüche und Geräusche und Anblicke, die Veronyka bisher niemals bemerkt hatte, wurden für den Phönix zu hellen Punkten des Interesses. Veronykas Magie wurde ebenfalls beeinflusst. Seit ihrer Bindung hatten sich Kraft und Reichweite ihrer Tiermagie fast verdoppelt und erweckten die Welt um sie herum zu einem intensiveren Leben als jemals zuvor.

Xephyra war jetzt schon so groß wie ein ausgewachsener Adler, und ihr Flaum war seidenweichen, leuchtenden Federn gewichen, die an ihrem Schwanz länger und dunkler wurden und auf ihrem Kopf den Ansätzen einer Krone entsprachen. Weibliche Phönixe hatten tiefpurpurne Kronen und Schwanzfedern, die der männlichen waren goldgelb. Val hatte gesagt, Xephyra sei groß für ihr Alter und in zwei Monaten werde Veronyka sie reiten können. Dieser Zeitpunkt war unterschiedlich, aber die meisten Phönixe waren zwischen drei und sechs Monaten ausgewachsen.

Phönixe entwickelten sich rasch, körperlich und geistig, und ihr

beschleunigter Lebenszyklus schenkte ihnen blitzschnelle Heilzeiten und scharfe Intelligenz. Xephyras Wissensdurst war groß, und deshalb war es so schwer, sie im Haus zu halten. Der andere Grund war ihr tiefes Verlangen nach anderen Phönixen – »Brüder und Schwestern des Feuers«, wie sie diese in Gedanken nannte. Phönixe lebten nicht allein, Paare blieben ihr Leben lang zusammen, und sie nisteten normalerweise in Gruppen, sammelten Nahrung und verteidigten ihr Revier gemeinsam.

Veronyka wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis Xephyra darauf bestehen würde, sich auf die Suche nach ihresgleichen zu machen. Sie würde die Anleitung anderer Phönixe brauchen und Veronyka die Hilfe anderer Reiterinnen. Die Vorstellung, zusammen loszuziehen, war ungeheuer spannend, ein Abenteuer, das Veronyka sich kaum jemals auszumalen gewagt hatte. Es war der logische nächste Schritt, aber es war noch sehr viel mehr. Der Gedanke, bei anderen Animagen und ihren Phönixen willkommen zu sein, Freundschaften zu schließen und ein Zuhause zu finden, war ein berauschender Traum. Aber es gab so viele Unwägbarkeiten, nicht zuletzt die Frage, ob es einen solchen Ort – und solche Wesen – überhaupt gab.

Es gab auch noch die Frage, ob Val mitkommen würde oder nicht. Ob sie überhaupt mitkommen könnte. Sie hatte ja schließlich keinen Phönix.

Veronyka, die in Gedanken versunken und von Xephyras Betrachtung eines Spinnwebes abgelenkt war, fuhr heftig zusammen, als ein lautes *Krack* aus Richtung der Hütte im Wald widerhallte.

Sie schluckte die jähe Furcht hinunter, die nun ihren Magen zu durchbohren schien. Es hatte sich angehört, als sei die Tür eingetreten worden.

*Val.*

Sie war offenbar schon zu Hause.

Veronyka ging schneller und bat Xephyra, sich ebenfalls zu beeilen. Wenn sie Glück hätten, erreichten sie die Hütte, ehe Val sie kommen

sah, und dann könnte sie ihrer Schwester weismachen, dass sie die Sicherheit der einsam gelegenen kleinen Lichtung niemals verlassen hätten.

Veronyka legte sich in Gedanken ihre Geschichte zurecht und schob einen schweren Ast beiseite, dessen Harz an ihren Fingern und in ihren Haaren kleben blieb. Sie ließ den Ast los, und nun sah sie die Hütte, die im dunstigen messingfarbenen Licht der späten Nachmittagssonne vor ihr lag.

Sie sah friedlich aus. Idyllisch. Wie die Hütte einer weisen Maiora in einem alten Märchen.

Nur stand da keine gütige alte Frau, die Süßigkeiten und eine Geschichte für sie bereithielt.

Und nicht einmal Val mit verschränkten Armen und geblähten Nasenflügeln.

Sondern ein Räuber. Und er starrte ihr ins Gesicht.

*Wir klammerten uns in unserem Kummer aneinander.*

*Ihr Leid war mein Leid.*

*Ihr Schmerz war mein Schmerz.*

– KAPITEL 5 –

# SEV

SEvs Hand senkte sich instinktiv zu dem Dolch an seinem Gürtel. Es überraschte ihn, dass dieser Instinkt überhaupt in ihm existierte. Wahrscheinlich machten sich die Monate voller Kampftraining endlich bezahlt.

Nur hatte er nie trainiert, gegen ein unbewaffnetes Mädchen zu kämpfen, das wie ein verängstigtes Tier aus dem Wald brach. Ihr Blick fiel auf ihn, huschte dann zurück zur Hütte. Die war offenbar ihr Zuhause, aber hier stand er, bewaffnet, und versperrte ihr den Weg zurück.

Das Mädchen war jung – nicht viel jünger als er selbst, aber etwas an ihr kam ihm kindlich vor. Ihre tiefgoldbraune Haut leuchtete in der Sonne wie Bronze, und ihre schwarzen Haare waren zu unterschiedlich breiten Zöpfen geflochten, einige davon mit Perlen besetzt, andere mit Fäden durchwunden. Sie hatte nackte Füße, und diese bewusste Verletzlichkeit verriet Sev, dass sie sich hier sicher gefühlt hatte, sicher genug, um ihr Zuhause ohne die Angst zu verlassen, womöglich niemals dorthin zurückzukehren. Vielleicht war es diese Gewissheit zu überleben, dieses Gefühl von Unbesiegbarkeit, das sie für ihn so jung wirken ließ. Sev hatte dieses Gefühl der Sicherheit schon lange nicht mehr empfinden dürfen.

Als sie den Dolch in seiner Hand sah, erstarrte sie – wie eine Beute, die das Raubtier wittert.

Sev schluckte, seine Kehle war so trocken wie von der Sonne ausgedörrter Sand. Was sollte er jetzt tun? Wenn Jotham und Ott sie sähen, würden sie von ihm verlangen, das Mädchen zum Schweigen zu bringen.

Das Klirren von zerbrechendem Glas war von der Hütte hinter ihm zu hören und zerschlug den Moment der Erstarrung. Der Kopf des Mädchens fuhr in Richtung des Lärms herum, und die Erkenntnis, dass es mehr als nur einen Strauchdieb gab, dass Sev nicht allein war, zeigte sich in ihrem Gesicht.

»Leer«, ertönte Jothams Stimme, laut und unbegreiflich nahe. Sevs Herz schlug schmerzhaft schnell, aber als er sich umschaute, waren Jotham und Ott noch immer in der Hütte. »Und rein gar nichts zum Stehlen, verdammt noch mal«, fügte Ott hinzu.

Panik ließ Sevs Adern vibrieren. Wenn es nichts zu stehlen gab, würden die beiden gleich wieder draußen sein.

Er drehte sich zu dem Mädchen um. »Mach, dass du wegkommst«, flüsterte er und zeigte dabei auf die Bäume.

Das Mädchen runzelte die Stirn und war sichtlich verwirrt. Warum riet ein Plünderer, der eben noch zum Messer gegriffen hatte, ihr jetzt zur Flucht? Sie vermutete zweifellos irgendeine Falle, und als ihr Blick über die Bäume hinter ihnen streifte – und bei dem Leibeigenen haften blieb, der hinter Sev in den Schatten lauerte –, machte sie einige Schritte von ihnen zurück und weiter hinaus auf die Lichtung. Falsche Richtung.

»Nein, warte. Ich, wir ...«, begann Sev und zeigte auf den Leibeigenen, »... wollen dir nichts tun.« Er schob den Dolch in die Scheide. »Die aber«, er deutete auf die Hütte, »die wohl.« Veronyka wusste nicht, wie ihr geschah.

Sie schwankte, ihr Blick jagte zwischen Sev und dem Leibeigenen und der Hütte hin und her, als weitere Geräusche zu ihnen drangen:

das Klappern von achtlos umhergeworfenen Gegenständen, gefolgt von unverständlichem Gemurmel und Verwünschungen.

Ehe irgendwer auch nur eine weitere Bewegung machen konnte, wurde Sevs Aufmerksamkeit zu den Bäumen hinter dem Mädchen gelenkt. Ein Aufflackern von Energie oder eine Bewegung. Er dachte, es könnte ein Tier sein, aber ehe er sich darüber klar werden konnte, bebten und knackten die Zweige rechts des Mädchens, und etwas kam hervorgeflattert, um sich beschützend auf ihrer Schulter niederzulassen.

Es war wirklich ein Tier – ein Vogel, lodernd rot, mit langen Schwanzfedern und dem Beginn einer zackigen Krone auf dem Kopf. Er leuchtete in der Dunkelheit wie Feuer, wie der Mond in einer wolkenlosen Nacht. Das war kein normales Tier, das war ein magisches Wesen, seine Nähe war rein und mächtig und brachte Sevs Haut zum Prickeln.

Ein Phönix.

Der Leibeigene stieß Sev zur Seite und ließ den Feuervogel nicht aus den Augen. Das Mädchen spannte die Muskeln an, aber das hier war kein Angriff. Der Leibeigene blieb stehen und presste sich eine Hand auf die Brust, eine Geste der Ehrerbietung und des Respekts, dann senkte er den Kopf. Das Mädchen schaute zu ihm auf, zu der schweren Kette um seinen Hals, und sie schien zu wissen, was er war. Ein wortloses Verständnis fand zwischen ihnen statt. Sie waren beide Animagen – nur jemand mit Tiermagie konnte einen Phönix schlüpfen lassen und sich mit ihm verbünden, und im Imperium wurden nur Animagen in Leibeigenschaft gezwungen –, und das schien sie auf eine Weise zu vereinen, bei der Sev sich trotz seiner eigenen Magie kalt und ausgeschlossen fühlte, als er nun im Schatten ihrer beider warmem Leuchten stand.

Das Mädchen streichelte den auf ihrer Schulter hockenden Phönix sanft, und ein zögernder Blick schien den Leibeigenen aufzufordern, ihrem Beispiel zu folgen. Er trat einen zögernden Schritt vor

und streckte gerade die Hand aus, als die Tür der Hütte gegen die Wand krachte und dieses Geräusch sie alle zurück in die Wirklichkeit riss.

»Der Hauptmann zieht uns die Haut ab, wenn wir nicht weiterkommen...«, sagte Ott, und ein zweites Krachen der Tür verriet Sev, dass Jotham hinterhertrottete, wie üblich. Sie würden jeden Moment auf dieser Seite der Hütte ankommen.

In Sevs Gehirn schrillten die Alarmglocken, aber er brachte es nicht fertig, seine Gedanken zu entwirren und Wörter zu formen. »Gebüsch«, brachte er heraus und winkte dem Mädchen und ihrem Phönix hektisch zu, damit sie zwischen den Bäumen Schutz suchten. Bei dieser plötzlichen Bewegung schrie der Phönix auf und schlug abwehrend mit den Flügeln, aber zum Glück suchte Ott sich gerade diesen Moment aus, um etwas zu sagen.

»Kleiner?«, rief er, und schwere Schritte zertraten trockenes Laub. »Wo steckst du?«

Das Mädchen schaute den Leibeigenen an, sie hatte eindeutig größeres Vertrauen zu einem von ihrer Art als zu Sev, und erst als der Leibeigene aufmunternd nickte, ließ sie sich ins Unterholz fallen, und der Phönix flatterte hinterher. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass beide nicht mehr zu sehen waren, wirbelte Sev herum.

Die beiden Soldaten kamen auf ihn zu. Jotham so unbewegt wie immer, während Otts pausbäckiges, pockennarbiges Gesicht missbilligend verzogen war. »Was macht der denn noch hier?«, fragte er Sev, als ob der Leibeigene gar nicht dabei wäre, und wies dabei achtlos mit der Armbrust auf ihn.

In Sevs Kopf schrillten noch immer die Alarmglocken, und sein hämmerndes Herz ließ kaum zu, dass er sich konzentrierte.

»Ich habe das hier gesucht«, sagte der Leibeigene und trat vor. Auf seiner Handfläche lag ein Stück Metall, das zu einer Schnalle oder einem Riemen zu gehören schien. »Von einem der Sättel.«

Ott kniff die Augen zusammen, dann starrte er in den Wald hinter

ihnen. Hatte er das Mädchen gesehen oder suchte er das Ende des Lamazuges?

»Hör mir zu, Magesklave«, sagte er dann verächtlich und trat viel zu dicht an den Leibeigenen heran, was aber nur umso mehr betonte, wie viel kleiner er war. »Wir sind hier die Soldaten«, er zeigte auf Sev und Jotham, »und du bist der Knecht. Nächstes Mal tust du genau das, was ich dir sage, sonst durchbohr ich dich mit Pfeilen und lass dich für die Krähen liegen.«

Der Leibeigene senkte unterwürfig den Kopf, aber Sev spürte den Hass, den er ausstrahlte. Ott lächelte angesichts dieser demütigen Haltung und war viel zu sehr von seiner eigenen Autorität überzeugt, um etwas zu bemerken.

»Und jetzt verschwinde gefälligst – und sorg dafür, dass der Sattel repariert wird«, befahl er, um seine Aufmerksamkeit wieder Sev zu widmen. Sobald Ott ihm den Rücken gekehrt hatte, schaute der Leibeigene Sev einen Moment lang an, ehe er vielsagend die Stelle anstarrte, wo sich das Mädchen und der Phönix versteckt hatten. Dann ging er.

Jetzt hing alles an Sev.

»Die kriegen nie Respekt vor dir, wenn du sie nicht ab und zu zusammenstauchst«, sagte Ott mit seiner schmierigen Stimme und legte Sev verschwörerisch einen Arm um die Schulter. Sev hielt den Atem an, um dem Gestank nach Schweiß und ungewaschener Haut zu entgehen. »Und wenn sie dich nicht respektieren, dann sollen sie dich jedenfalls fürchten. Stimmt's, Joth?«

Jotham nickte gelassen und konzentrierte sich darauf, unter seinen verdreckten Fingernägeln herumzukratzen. Dann stieß Ott Sev beiseite und lachte laut, als sein Blick durch die Umgebung schweifete.

Sev blieb vollkommen still, als ob er dem Mädchen im Wald auf diese Weise helfen könnte. Fast hatten sie es geschafft...

»Und was ist das da?«, fragte Ott und starrte mit zusammengekniffenen Augen auf einen Punkt gleich hinter Sev.

Sev versuchte, so ausdruckslos wie möglich auszusehen, als er sich umdrehte, obwohl sich vor Angst alles in ihm verkrampfte.

Ott drängte sich an ihm vorbei und hob einen geflochtenen Korb vom Boden auf, eine Sammlung von Zwiebelgemüse lag um seine Füße verstreut. Das Mädchen musste den Korb vorhin fallen gelassen haben, als sie auf ihn gestoßen war.

Als Ott den Korb erwartungsvoll hochhielt und eine Antwort verlangte, machte Sev das Einzige, was er tun konnte. Er zuckte mit den Schultern. Er war zwar ein brauchbarer Lügner, aber manchmal war es besser, gar nichts zu sagen. Dummheit – vorgetäuscht oder nicht – konnte als Erklärung für so manche seltsamen Ereignisse herhalten.

Ott schaute sich um und sah dann wieder den Korb an. Er schnaubte.

»Toller Wachtposten«, sagte er und ließ den Korb angewidert auf den Boden fallen. »Würde einen Wespenschwarm erst bemerken, wenn ihm eine in den Arsch sticht.«

»Zeit zum Aufbruch«, sagte Jotham gelangweilt. Wenn Ott zehn Wörter sagte, kamen von Jotham nur zwei. Wenn Ott der Narr war, klein und rund und laut, dann war Jotham die Vogelscheuche, Otts schweigsamer, schlaksiger Gegensatz. Jothams hageres Gesicht und seine langen fettigen Haare verstärkten diesen Eindruck noch, während seine ledrige braune Haut von einem Labyrinth aus gezackten, schlecht verheilten Narben durchzogen war.

Als Kind hatte Sev das Stück »Der Narr und die Krähe« geliebt, zusammen mit »Prinzessin Perle« und »Betrogene Betrüger«. Er hatte sich damals durch die Beine der Menschenmenge vor dem Theater in der Mimengasse gequetscht und zwischen ihren Knien den Schauspielern zugesehen. Während die meisten arborianischen Komödien weiterhin zugelassen waren, waren Tragödien und Epen verboten. Sie waren beliebt und seit dem Krieg umstritten, denn in ihnen kamen viele berühmte Krieger und bedeutende Gestalten aus der Geschichte

der Phönixreiter vor – und eben deshalb waren sie verboten. Gerüchte wollten wissen, dass einige Untergrundtheater und Spielhallen in Aura Nova die Schauspieler extra bezahlten, damit sie diese Stücke in geheimen Spätvorstellungen aufführten. Der Eintritt kostete dann doppelt so viel, damit sich das Risiko bezahlt machte.

Als Jotham davonschritt, musterte Ott Sev forschend.

»Da du als Wachtposten nichts taugst, kannst du dich nützlich machen und das hier tragen«, kläffte er und ließ seine Armbrust auf den Boden fallen, ehe er selbstzufrieden grinste und davonschlenderte.

Sev schaute ihm und Jotham hinterher und wagte nicht zu atmen, bis der Wald das Geräusch ihrer Schritte verschlungen hatte.

Schließlich holte er zitternd Luft und wusste nicht, was er tun oder sagen sollte, als sich das Mädchen aus ihrem Versteck aufrichtete. Sie hatte zweifellos alles gehört und wusste jetzt, dass er eigentlich kein Plünderer war, sondern Soldat. Der Phönix ließ sich nicht blicken, und erst jetzt, da die Gefahr vorüber war, konnte Sev dessen Existenz wirklich erfassen.

Phönixe gehörten angeblich der Vergangenheit an, waren ausgelöscht worden, so wie die Rebellion, die sie symbolisierten. Nach Kriegsende hatte die Regierung des Imperiums diese Wesen für zu gefährlich befunden, um bleiben zu dürfen, und den Animagen zu treu ergeben, als dass man ihnen vertrauen könnte. Innerhalb der Grenzen des Imperiums waren die Phönixe gejagt und ausgerottet worden und in den ersten Jahren nach dem Krieg hatten Wilderer ihnen bis nach Pyra hinein nachgestellt. Das Gesetz des Imperiums galt zwar nicht in den Freilanden, doch nach dem Sturz von Avalkyra Aschenfeuer gab es in dem jetzt unabhängigen Land niemanden mehr, der sie oder ihre Territorien verteidigen könnte. Keine Regierung, keine Soldaten und keine Infrastruktur waren noch vorhanden. Jedes Dorf regierte sich selbst und hatte nicht genug Menschen oder Mittel, um sich unter einer gemeinsamen Fahne oder zu einem gemeinsamen Ziel mit anderen zusammenzutun. Die Menschen in Pyra

konnten zwar ohne das Gesetz des Imperiums leben, aber sie mussten auch ohne dessen Schutz zurechtkommen.

Sev hatte sich oft gefragt, warum das Imperium nicht mit seiner gesamten Streitmacht in Pyra einmarschierte und sich diese verlorene Provinz zurückholte, aber nach allem, was er aufgeschnappt hatte, war die Antwort einfach: Es lohnte sich nicht. Das Land war zu wild und zu weitläufig, um sich leicht unterwerfen zu lassen, und die Truppen des Imperiums würden sich zu schnell darin verlieren. Außerdem war Pyra kein reiches Land – während des Krieges, als Reisen und Handel zur Gefahr wurden, war seine Wirtschaft mehr oder weniger zusammengebrochen, und die Kosten des Wiederaufbaus würden zu hoch sein.

Aber nun fragte sich Sev doch – wenn es in Pyra nichts gab, was das Imperium haben wollte, was machten er und die anderen Soldaten dann hier?

Er sah wieder das Mädchen an. Vielleicht waren die Reiter doch nicht endgültig vernichtet. Vielleicht waren sie deshalb hier.

»Ist das...? Bist du eine Phönixreiterin?«, fragte er mit leiser Stimme. Er hatte das Wort »Phönixreiter« seit langer, langer Zeit nicht mehr ausgesprochen. Seit dem Tod seiner Eltern. Was, wenn dieses Mädchen Teil einer neuen Rebellion war?

Das Mädchen schlug mit steinerner Miene die Arme übereinander. Er hatte sie zwar vor der Entdeckung gerettet, aber er war trotzdem ein Soldat, der zwischen ihr und ihrem Zuhause stand.

Der Phönix zwitscherte irgendwo hinter ihr und ihre mürrischen Züge wurden ein wenig weicher. Sie ging in die Hocke, hob eine Knolle aus ihrem umgekippten Korb auf und warf sie zwischen die Bäume. Es gab ein lautes Knacken und Krächzen und hektisches Blättergeraschel, als der Phönix den Leckerbissen verschlang.

Das Mädchen grinste – und auch Sev lächelte.

Es gab einen Moment der Kameradschaft zwischen ihnen, einen Herzschlag der Entspannung, ehe sie nach Luft schnappte und ihre dunklen Augen sich vor Entsetzen weiteten.

Sev begriff eine Sekunde später, als die Luft sich hinter ihm bewegte und den Schweiß in seinem Nacken abkühlte. Ehe er reagieren konnte, spürte er einen Druck an der Hüfte, hörte ein kaum wahrnehmbares *Snick*, dann riss eine raue Hand sein Kinn zur Seite, während eine andere ihm seine eigene Messerklinge gegen die entblößte Kehle presste.

